

D.Lit.
1731
Rara

Arbeits-Tage-Markierung 6 1/2
Ereignisse 6

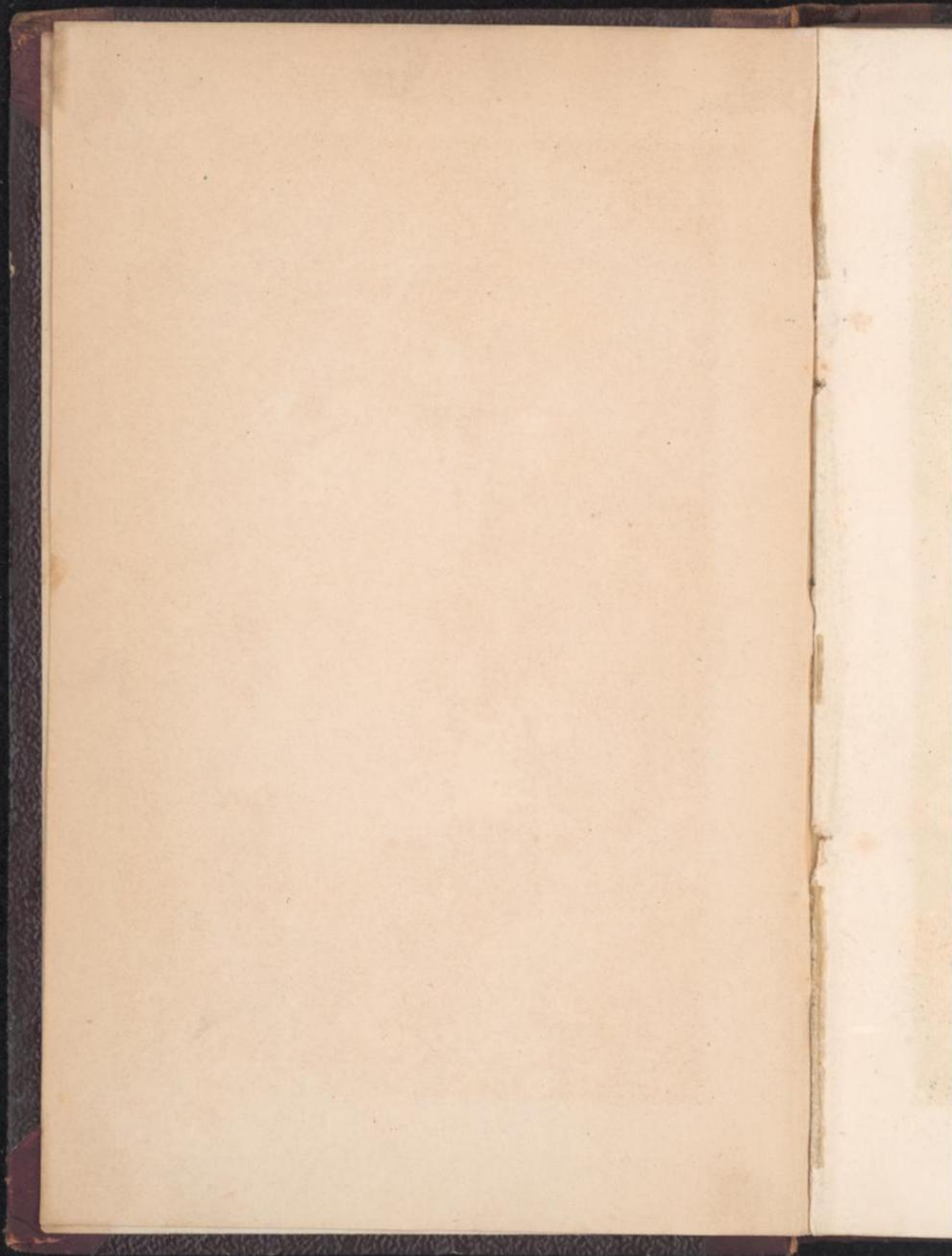
Summe 12

Nicht ausleihbar

2

2





LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF





Ein Irrritt in der Prairie.

Stiller
Der v
Die S
Der f
Der f

Eine
Bom
Der
Abrah

29

Deutscher

Jugend-Almanach.

Ein

Geschenk für fleißige Kinder

von

P. J. Beumer.

Neue Folge.

IV. Jahrgang.

Erste Abtheilung.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite		Seite
Stiller Sinn	125	Klaus Karstens	152
Der verlorene Sohn	126	Schauderhafte Wiedervergeltung	154
Die Spinnmaschine	130	Hirtensleben	159
Die Königswahl	132	100,000 Franken jährlicher Einkünfte	161
Der Quäker und der Räuber	136	Ein Irrritt in der Prairie	162
Der frommen Väter Segen bauet den Kindern Häuser	141	Der kunstgetreute Knoten	168
Eine merkwürdige Fügung	144	Rein gehalten dein Gewand	171
Vom Tischuch, Stod, der Geige und dem Mantel	146	Friedrich von Schiller	171
Der Schwester Abschied	150	Der Hund	180
Abraham Nidel und seine Frau	151	Wald von Kleist	181
		Der Großvater und sein Enkel	183
		Duchstabenräthsel	186

Mit vier Steinzeichnungen. *W. L. C.*

Wesel, 1857.

Druck und Verlag von A. Bagel.

Ein Irrritt in der Prairie.

Rara

D. Lit. 1731.

25

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

VI

10.1528.

Stiller Sinn.

1.
Fromm mit liebendem Gemüthe
Fest vertrau'n der ew'gen Güte,
Ob der Erde Stürme weh'n, —
In des Lebens irrem Treiben
Stets muß doch dies Eine bleiben,
Ohne Wank muß es besteh'n.

Wenn ich Nachts gen Himmel schaue
Nach der sternbesäten Aue,
Wo die Wunderblumen blüh'n,
O wie fühl' ich mich beschwichtigt,
Und den irren Sinn berichtigt,
Nur von reinen Flammen glüh'n.

Schöne Bilder aus der Ferne
Steh'n sie da, die gold'nen Sterne,
Bilder der Beständigkeit,
Bilder sonnenlautrer Klarheit,
Ewig unberrückter Wahrheit,
Seliger Zufriedenheit.

Traue nur der ew'gen Güte!
Diese reine Himmelsblüthe
Blüht auch in der rauhesten Zeit.
Rosen mögen sich entfärben,
Andre Blumen mögen sterben,
Bis sie spät der Lenz erneut.

Erde muß, was irdisch erben,
Diese Blüthe kann nicht sterben,
Unvergänglich ist ihr Mai,
Traue nur der ew'gen Güte!
Treu im liebenden Gemüthe
Zeigt sie dir sich ewig neu.

Der verlorene Sohn.

In der Wohnung des Pfarrers Friedheim war es außergewöhnlich stille. Der älteste Sohn Philipp hatte vor einigen Tagen öffentlich sein Glaubensbekenntniß abgelegt, und Vater und Mutter hatten die stille Hoffnung gehegt, daß dieser feierliche Tag eine Aenderung in der Gesinnung des Sohnes hervorbringen würde. Philipp war von frühester Kindheit an ein eigenwilliger Bursche gewesen, der, ohne eigentlich unartig zu sein, am liebsten seine eigene Wege ging. Wenn der Vater ihm eine schöne Erzählung hinreichte, nahm er jedenfalls ein anderes Buch, in welchem Reisebeschreibungen, Seeabenteuer u. dergl. enthalten waren; bat ihn die Mutter, mit andern Kindern freundlich zu spielen, so währte es nicht lange, und wieder saß Philipp in einer Ecke und hatte eine Landkarte in der Hand. Die Eltern konnten sich nicht beklagen, daß Philipp eigentlich unartig, unfleißig oder träge sei; aber, wie gesagt, er folgte stets seiner eigenen Neigung. Als er nun heranwuchs, äußerte der gute Pfarrer den Wunsch, sein Sohn Philipp möchte doch studiren, und die Mutter hätte es am liebsten gesehen, wenn er sich entschlossen hätte, auch ein Pfarrer zu werden. Dem Philipp aber gingen ganz andere Dinge im Kopf herum: die weite, weite Welt — das war das Ziel aller seiner Wünsche. Wie oben gesagt, es war außergewöhnlich stille in der Pfarrerrwohnung, denn Philipp hatte heute entschieden seinen Willen dahin ausgesprochen, daß er nichts anders, als ein Seemann werden wolle. Kein bürgerliches Geschäft, kein gelehrtes Fach, kein militärischer Stand hatte irgendwie Reiz für ihn. Seemann, nur Seemann wollte er werden, um über den Ocean hinaus in unbekante Länder zu segeln. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!“ sagte endlich der Pfarrer Friedheim, „wohlan denn, lieber Philipp, du sollst in den Seedienst eintreten. Bedenke aber, daß du eine beschwerliche und gefährliche Laufbahn gewählt hast; und solltest du dereinst Widerwillen daran empfinden, so schiebe die Schuld nicht deinen Eltern zu. Gott nehme dich in seinen gnädigen Schutz! dies soll unser tägliches Gebet sein.“

Schon am nächsten Tage traf der Pfarrer die nöthigen Anstalten, seinen Sohn bei der Marine anzumelden. Wir übergehen alle die Schreibereien, welche der Vater hatte, alle die Hindernisse, welche sich entgegenstellten, und melden nur kurz, daß nach acht Monaten Philipp bei der englischen Marine als Schiffsjunge

eingest
und g
den L
und r
sehen!
unmög
dem L
allerdt
beiten
gehört
jüngste
sich ge
dert.
lieuten
Seedie
pfl egt
Dienst
in All
Gehor
nehmer
zu ha
und w
heran.
und ge
so hie
Jane:
den ge
und st
erhob
Die V
herunt
Zufall
in ein
darum
fort u
das d
kleine
und d
Sonne
Drkan
geschei

eingestellt wurde. Der brave Pfarrer war beim Abschiede gefaßt, und gab seinem Sohne die väterlichsten Ermahnungen mit auf den Weg; die Mutter aber wollte fast vor Schmerz vergehen, und rief einmal über das andere: „Ich werde dich nicht wieder sehen! O bleibe, lieber Philipp, bleibe bei uns.“ Das war aber unmöglich, und Philipp riß sich endlich mit Gewalt los und eilte dem Orte seiner Bestimmung zu. Als Schiffsjunge hatte er allerdings einen schweren Stand, denn er mußte mancherlei Arbeiten verrichten, die eben nicht zu den leichten und angenehmen gehörten und zudem glaubte Jeder auf dem Schiffe, bis zum jüngsten Matrosen, ihm befehlen zu dürfen. Philipp aber fügte sich geduldig und wurde nach einiger Zeit zum Matrosen befördert. Wer will es ihm übel nehmen, daß er lieber gleich Schiffsleutenant geworden wäre? Aber das ist nun einmal so beim Seedienst, daß Jeder von der Pike an — wie man zu sagen pflegt — dienen muß, wenn er Etwas werden will. War der Dienst auch schwer und die Arbeit ungewohnt, Philipp fügte sich in Alles; was ihm aber besonders schwer fiel, war der strenge Gehorsam, zu dem er gezwungen wurde, und das brutale Benehmen des ersten Lieutenants, der es besonders auf ihn abgesehen zu haben schien. Wo dieser ihn quälen konnte, da geschah es, und wo die beschwerlichste Arbeit war, da mußte Philipp gewiß heran. War es ein Wunder, daß der Lieutenant dem gequälten und geplagten Philipp in der Seele verhaßt wurde! Die „Medora,“ so hieß das Schiff, auf welchem Philipp diente, war nach Rio Janeiro bestimmt. Die Fahrt ging glücklich, kein Sturm hemmte den geflügelten Lauf; schon hatte man das Cap Roque umschiffet und steuerte der Allerheiligenbai zu, als sich ein furchtbarer Orkan erhob und das Schiff, aller Mühe ungeachtet, auf Klippen trieb. Die Verwirrung war entsetzlich. Der Capitain befahl die Boote herunter zu lassen, damit die Mannschaft sich retten möge. Der Zufall wollte es, daß der erste Lieutenant mit mehreren Matrosen in ein Boot gerieth, die ihm alle feindlich gesinnt waren, eben darum, weil er ihr Quäler gewesen war. Der Sturm wüthete fort und fort, die verschiedenen Boote kamen aus einander und das des ersten Lieutenants erreichte nach großer Anstrengung eine kleine unbewohnte Insel. Die Nacht war endlich hereingebrochen und die Schiffbrüchigen beschloßen den Morgen abzuwarten. Die Sonne stieg nach langem Harren endlich herrlich empor und der Orkan hatte sich gelegt. Von den übrigen Booten, wie von dem gescheiterten Schiffe war nichts zu hören noch zu sehen. —

Der Lieutenant gab jetzt in seiner gewohnten Weise Befehle, das Boot, welches auf den Strand gezogen war, wieder flott zu machen. Die Matrosen sahen ihn mit funkenden Augen an und Philipp war der Erste, welcher ihm entgegen rief: „Das Befehlen hat nun ein Ende!“ Ein heftiger Wortwechsel entspann sich. Endlich fielen die Matrosen über den Tyrannen her, ergriffen ihn, banden ihn an einen Baum, machten das Boot flott, stiegen ein und vertrauten sich wieder den Wellen an. „Erbarmen! Erbarmen!“ hörten sie noch lange den Lieutenant schreien; allein seine Grausamkeit hatte ihre Herzen verhärtet. Die Schiffbrüchigen steuerten immer nach Westen und erreichten endlich glücklich die Küste von Brasilien. Sie hatten unter sich ausgemacht, aus englischen Diensten zu desertiren und auf andern Schiffen Dienst zu nehmen. Das Boot den Wellen preisgebend, durchstreiften sie das Land und erreichten endlich Rio Janeiro. Das Erste, was sie unternahmen, war dies, daß sie sich andere Kleidung verschafften, um nicht erkannt zu werden. Die meisten von ihnen begannen aber nun, da sie noch Geld hatten, ein wüthes, unmordentliches Leben. Andere traten sogleich in andere Dienste; Philipp aber, der so bittere Erfahrungen gemacht hatte, war des Seedienstes überdrüssig geworden und gedachte mit Wehmuth der Heimath und der geliebten Eltern. In Rio Janeiro war aber seines Bleibens nicht, denn ein Kamerad brachte ihm eines Tages die Nachricht, der Capitain sei mit der übrigen Mannschaft angekommen und er stelle bereits Nachforschungen an. Er überzählte seine Baarschaft und besaß noch das nöthige Geld, um sich auf einem Amerikaner nach Neu-York einzuschiffen. Er erreichte auch diese Stadt und hoffte hier Arbeit zu finden, um sich den nöthigen Unterhalt zu verschaffen und vielleicht noch so viel zu erübrigen, bald wieder nach Europa überzuschiffen. Darin hatte er sich aber verrechnet; man fragte ihn, was für ein Handwerk er verstehe, und da er keines erlernt, so fand er höchstens Beschäftigung als Straßenarbeiter, Handlanger u. dergl. Sein Lohn reichte kaum hin, um das nackte Leben zu fristen. In dieser Verzweiflung schloß er sich einem Auswanderertrupp an, der in das Innere des Landes sich begeben wollte, und nahm Dienste bei einem Manne, der als Farmer sich niederzulassen gedachte. Lassen wir ihn hier im Urwalde bei seiner harten Arbeit. —

Der angebundene Lieutenant war von einem Schiffe, welches ebenfalls nach Rio Janeiro bestimmt war, bemerkt und gerettet worden. Sein Zustand war gräßlich und eine heftige Krankheit

band
Alles
wieder
furchtb
wurden
Vorges
gemach
Summ
furchtb
Fried
schwere
schebe!
Doch
sich ge
D
Er fü
treuer
war,
weil e
trübt
böse G
oft ein
übrige
schlimm
würde.
hatte
daß er
worden
redete
zählte
es sein
M
Mitlei
doch f
einige
den be
ohne e
Et
lich zu
verlo
Thran

band ihn wochenlang an's Bette. Der Capitain, welcher nun Alles erfahren hatte, traf alle Anstalten, die entflohenen Matrosen wieder einzufangen. Nur zwei kamen in seine Gewalt und ein furchtbares Urtheil wurde über sie ausgesprochen; auch die übrigen wurden als Deserteure und als solche, welche sich wider ihre Vorgesetzten widersetzt hätten, verurtheilt und ihre Namen bekannt gemacht. Auch setzte die englische Regierung später eine namhafte Summe auf ihre Köpfe. Es konnte gar nicht fehlen, daß diese furchtbare Kunde auch endlich die stille Wohnung des Pfarrers Friedheim erreichte. Der brave Mann richtete seinen thränen-schweren Blick zum Himmel und sprach: „Herr, dein Wille geschehe!“ Die Mutter trug eine heftige Nervenkrankheit davon. Doch Gottes Gnade war mit ihr, sie genas wieder und fügte sich geduldig in die schwere Heimfuchung.

Doch nun zurück, zu dem verlorenen Sohne, zu Philipp. Er fügte sich in sein neues Dienstverhältniß als fleißiger und treuer Arbeiter; obgleich aber sein Herr mit ihm sehr zufrieden war, so kam doch keine rechte Freude in sein Gemüth, weil er seiner lieben Eltern gedachte, die er so schmerzlich betrübt hatte und weil die Verirrungen seines Lebens stets als böse Gespenster an ihm vorüber zogen. „Heim! heim!“ so tönte oft eine Stimme in ihm; aber wie sollte der Arme so viel erübrigen, um die Rückfahrt zu bestreiten! Und dann war seine schlimmste Sorge die, daß er erkannt und ausgeliefert werden würde. Sein Herr war ein überaus gutmüthiger Mann und er hatte schon längst an dem ganzen Wesen des Philipp erkannt, daß er nicht in einer Tagelöhner-Wohnung geboren und erzogen worden war. Eines Tages setzte er sich zutraulich neben ihn, redete ihm freundlich zu und Philipp's Herz floß über: er erzählte getreu die merkwürdige Geschichte seines Lebens, und daß es seine größte Sehnsucht sei, in das Elternhaus zurückzukehren.

Meister Frey, so hieß der Farmer, empfand das tiefste Mitleid, und so lieb ihm auch sein treuer Diener war, so stand doch sein Entschluß fest. Mit allem Nöthigen ausgerüstet trat einige Monate darauf Philipp seine Rückreise an, begleitet von den besten Segenswünschen seines guten Herrn. Die Fahrt ging ohne alle Hindernisse vor sich. — — —

Eines Abends saß die Familie des Pfarrers Friedheim traulich zusammen, und der jüngste Sohn las das Evangelium vom verlorenen Sohne vor. Die Mutter wischte heimlich manche Thräne aus den Augen, denn sie gedachte ihres Sohnes Philipp.

Da klopfte es an die Thür. Bald nachher tritt ein Wanderer ein mit gebräuntem Angesicht und starkem Bart. Der Pfarrer steht und besinnt sich, wer der Fremde sein mag, das Mutterauge aber hat den Philipp sogleich erkannt.

„Du warst todt und bist wieder lebendig geworden; du warst verloren und bist wieder gefunden worden!“ so sprach sie und schloß den Heimkehrenden in ihre Arme.

Was soll ich weiter erzählen? Philipp theilte seinen Eltern getreulich den Hergang seines Lebens mit und sprach seinen Wunsch aus, irgend eine nützliche Beschäftigung zu ergreifen, um im Vaterlande sein Brod getreu zu verdienen. Der Pfarrer mußte aber schon, welch' ein schweres Urtheil über seinen Sohn ausgesprochen und wandte sich vertrauensvoll an seinen Landesherren mit der Bitte, sein Gesuch um Begnadigung bei der Englischen Regierung zu befürworten. Der Fürst fühlte tiefes Mitleiden und auf seine Fürsprache wurde jenes Urtheil aufgehoben. „Nun erst bist du mir wiedergeschenkt!“ sprach der Pfarrer, „und wir wollen Gottes Gnade preisen, der mehr an uns thut, als wir bitten und verstehen!“

Die Spinnmaschine.

Ist eine Spinnerin auch noch so geschickt, so kann sie doch nur einen Faden auf einmal spinnen oder höchstens zwei, wenn sie etwa an einem Doppelrad spinnet. In großen Spinnereien hat man aber heutzutage Maschinen, mittelst deren 100 und mehr Fäden auf einmal gesponnen werden können, und zwar so fein und gleich, daß sie mit der künstlichsten Feinspinnerin wetteifern.

Schon im Anfang des vorigen (18.) Jahrhunderts war von Spinnmaschinen die Rede, die 20, 12 und mehr Fäden spinnen sollten; aber damals kamen die Erfindungen nicht zur Anwendung, weil sie noch gar unvollkommen waren. Die erste brauchbare Spinnmaschine, die aber nur 8 Fäden auf einmal spann, erfand Jakob Hargreaves (Hargrieß) in Englands im Jahr 1767. Nach einiger Zeit richtete er sie zu 16 Fäden ein. Als aber die Arbeiter, welche vorher vom Baumwollenspinnen gelebt hatten, dies hörten, so besorgten sie, brodlos zu werden, und wurden deswegen so erbittert, daß sie dem Hargreaves das Haus stürzten und seine Maschine zerstörten. Hargreaves zog nun in die Stadt

Notting
len; ab
der für

Sin
gleichfa
maschin
Maschin
Arbeit,
manchm
wenn i
dann se
öfters t
könne,
sich Ar
stube r
wartete
Ursache
war es
Maschin
nicht er
gelang
glattes
lich in
ein reich

Abe
vom S
Spinn
Arkwrig
Verdien
aber ve
seine G
rend fr
Indien
ein; sp
200 M
der Bo
Sterlin
— Wo
eine M
des B
nachher

Nottingham und verfertigte da eine neue Maschine von 80 Spulen; aber auch diese wurde bald durch einen nächtlichen Ueberfall der für ihr Brod besorgten Arbeiter vernichtet.

Ein armer Barbier, Namens Richard Arkwright (Ahrkreibt), gleichfalls ein Engländer, hatte kaum von Hargreaves Spinnmaschinen gehört, als es auch ihm in den Sinn kam, solche Maschinen zu erfinden. Er beschäftigte sich so eifrig mit dieser Arbeit, daß er nicht selten seine Kunden zu barbieren vergaß, ja manchmal soll er einen solchen halb barbiert sitzen gelassen haben, wenn ihm schnell ein neuer Gedanke eingefallen war, den er dann sogleich auszuführen davon eilte. Seiner Frau, die er öfters tröstete, daß sie einst noch mit ihm in einer Kutsche fahren könne, ging darüber die Geduld aus. Eines Sonntags, als sich Arkwright bei einem Fremden befand, und in der Barbierstube mehrere langbärtige Männer vergebens auf sein Messer warteten, faßte sie in einer bösen Stunde den Entschluß, die Ursache ihres Kummers, die Maschine, zu verbrennen. Kaum war es geschehen, als Arkwright zurück kam und von seiner Maschine nur Trümmer fand. — Doch er ließ sich auch dadurch nicht entmuthigen, und nach langer und mühevoller Anstrengung gelang es ihm endlich (es war im Jahr 1775), gutes, gleiches, glattes Garn herzustellen. Wenige Jahre darnach fuhr er wirklich in einer eigenen Kutsche und wurde durch seine Maschine ein reicher Mann.

Aber sind etwa die armen Arbeiter, welche sich bis daher vom Spinnen der Baumwolle ernährten, durch die Arbeit der Spinnmaschinen brodlos worden? Wohl ging bei der Erfindung Arkwright's das Geschrei über Arbeitslosigkeit und Mangel an Verdienst vom Neuem an und dauerte einige Jahre fort; dann aber verstummte es. Man hat berechnet, daß Arkwright durch seine Erfindung ungefähr 2 Millionen Menschen Brod gab, während früher nur etwa 50,000 spannen. Sonst führte man aus Indien jährlich 2 Millionen Pfund roher Baumwolle in England ein; späterhin belief sich die Einfuhr der Baumwolle jährlich auf 200 Millionen Pfund. Dadurch steigerte sich der jährliche Ertrag der Baumwollenverarbeitung von 20,000 auf 36,000,000 Pfund Sterling, d. h. von etwa 22,000 fl. auf etwa 396,000,000 fl. — Vor dieser Erfindung waren in ganz Großbritannien höchstens eine Million Spulen (auf gewöhnlichen Rädern) zum Spinnen des Baumwollengarns in Thätigkeit; und nur wenige Jahre nachher, als sich die Spinnmaschinen ziemlich vermehrt hatten,

waren schon über 40 Millionen Spindeln in Bewegung, welche das Baumwollengarn in viel kürzerer Zeit und viel genauer spannen. Da war es denn kein Wunder, daß Garn und Zeug bald viel wohlfeiler wurden; dies hatte natürlich einen viel stärkeren Gebrauch dieser Waare zur Folge, und der viel stärkere Gebrauch machte wieder mehr und immer mehr Maschinen nöthig.

Wie mögen sich später die kurzfristigen Tadler der neuen Erfindung geschämt haben, als von ihren so zuversichtlich ausgesprochenen Befürchtungen gerade das Gegentheil eintrat! —

Im „Ausland“ vom Jahr 1837 wird folgendes Ergebniß einer Berechnung über die Leistung der Spinnmaschinen mitgetheilt: ein Arbeiter spinnt jetzt mittelst der Maschine so viel als vor 60 Jahren 300, oder an einem Tage eben so viel und 16mal wohlfeiler als sonst in einem Jahr. — Zu dem, was jetzt jährlich gesponnen wird, hätte man sonst 80 Millionen Menschen gebraucht. Manche Spinneret in England liefert in 12 Stunden einen Faden von 62,000 englischen Meilen Länge, $2\frac{1}{2}$ mal den Umkreis der Erde, d. i. ungefähr 13,500 deutsche Meilen. Der jährlich in England gesponnene Faden kommt 203,775 Erdumkreisen oder 51 Sonnenweiten gleich. Von der feinsten Sorte des Maschinengarns gehen 167 englische Meilen auf 1 Pfund.

Die Königswahl.*)

(Mit einem Bilde.)

Zu Ring! zu Ring!** — Eilbotschaft geht***)
 Von Berg zu Thal.
 Fürst Ring ist todt; bevor nun steht
 Die Königswahl.

*) 22. Gesang aus: E. Tegner's „Frithjofsage.“

**) Ring kommt mehrmals in der Frithjofs-Sage vor; so heißen die Volksversammlungen überhaupt, wie denn jene vor allen, bei welchen Könige gewählt, Krieg oder Frieden entschieden, oder sonst bedeutende, das allgemeine Wohl betreffende Verhandlungen durch Stimmenmehrheit abgeschlossen zu werden pflegten. Die Benennung Storching ist noch in Norwegen statt Reichstag üblich.

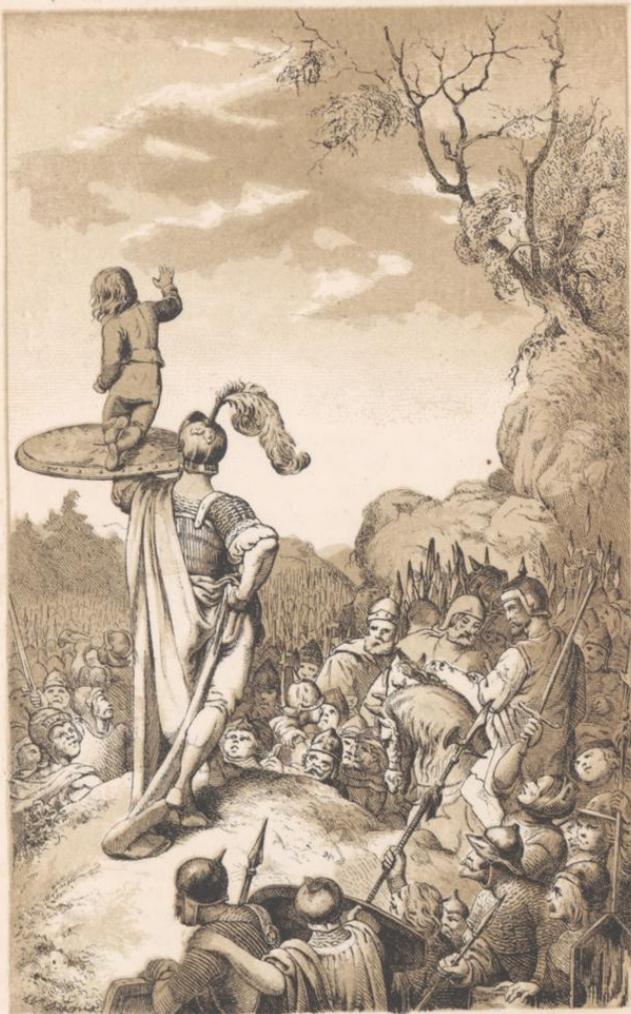
***) Budkaffe (Botenstock) hieß ein etwa einen Fuß langer Stab, der von einer Behausung zur andern getragen, jedesmal eilig weiter gefördert schnell von Hand zu Hand ging, und nach übereingekommenen Zeichen und Symbolen den Inhalt der Sendung anzeigte. Noch ist diese Sitte im Norden von Schweden üblich, wie auch in den schottischen Hochlanden, wo dieser Stab Fiery Croß heißt.

welche
nauer
Zeuge
stär-
kere
bthig.
neuen
aus-

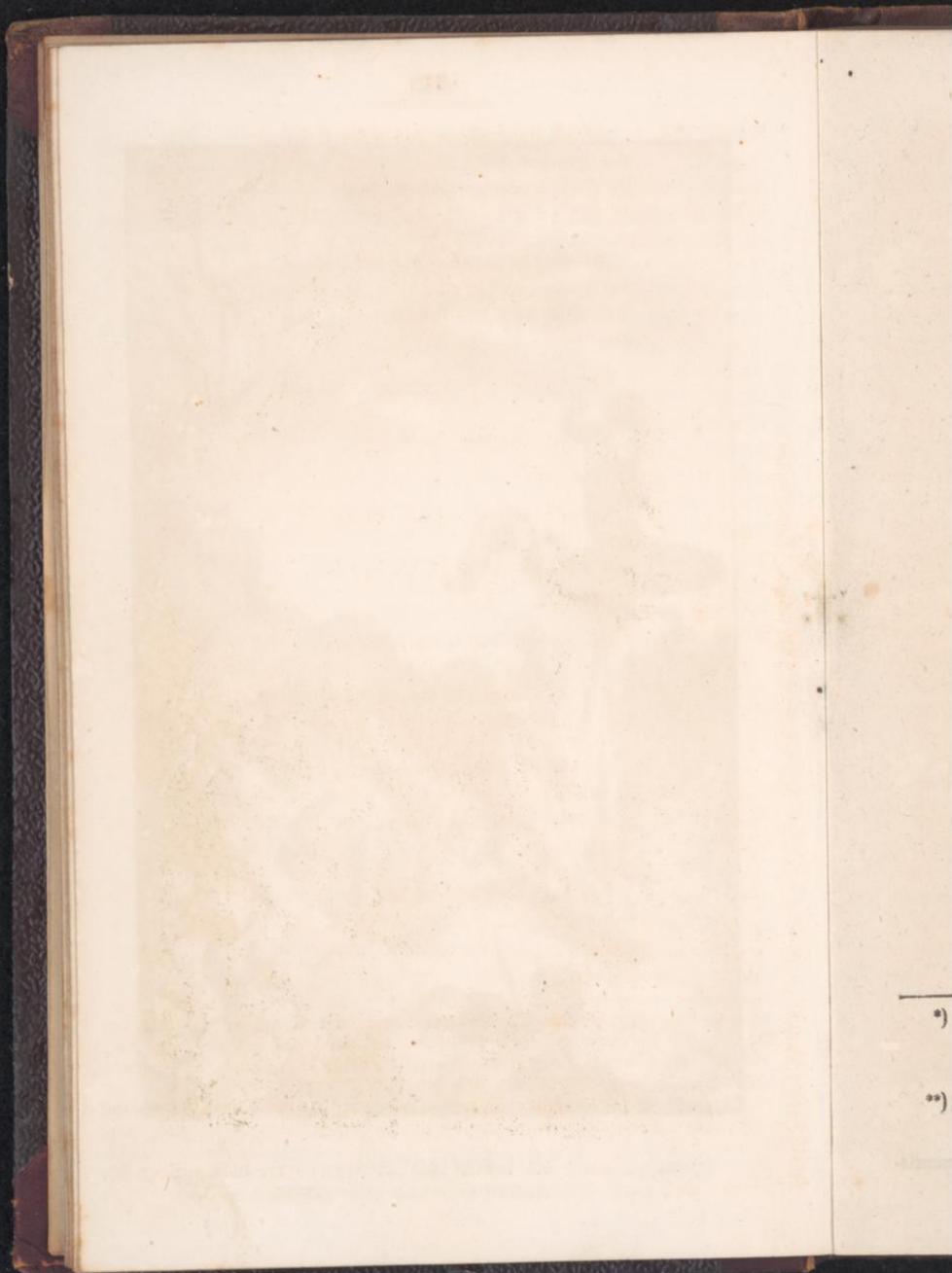
gebniß
mitge-
el als
16mal
jähr-
nschen
unden
al den
. Der
rdum-
Sorte
fund.

ssen die
welchen
eutende,
tenmehr-
thing ist

der von
gefördert
Zeichen
iese Sitte
en hoch-



Die Königswahl.



2)

3)

Da langt der Mann das Schwert hervor
Aus Friedens Gut,
Prüft's mit dem Finger auch zuvor,
Es schneidet gut.

Die Knaben schau'n mit Freuden drein
Auf Stahles Licht,
Und heben wohl das Schwert zu zwein;
Eins könn' es nicht.

Den Helm dort setzt das Mägdlein schlant
Mit emsem Sinn,
Und schaut erröthend, da er blank,
Ihr Bild darin.

Zulezt holt er den Schild herbei,
Ein Mond in Blut! —
Heil Dir, Du ehr'ner Wehrmann frei,
Du Bauer gut.*)

Stets Deiner freien Brust entstieg
Der Ehre Saat,
Des Landes Wall bist Du im Krieg,
Deß' Stimm' im Rath.

So sammelt sich bei Schildgetön'
Die Schaar im Feld
Zum offnen Ring, der Himmel schön
Ist ihr Gezelt.

Hoch ragte Frithjof auf dem Stein;**)
Zur Seit' ihm war
Der Königssohn, ein Knabe klein,
Mit goldnem Haar.

*) Das Wort Freibauer (Odalbonde) trägt eine schöne, stolze Bedeutung in sich; solche Bauern besaßen oft viel Land und großen Reichthum; sie gehörten rühmlich bekannten Geschlechtern an, und waren Freunde der Könige, wie es von Thorsten Wikingson zu lesen ist.

***) Die zu wählenden Personen pflegten, auf diese Weise dem Anblick der Menge erreichbar, auf erhöhtem Raum oder dazu geeignetem Steine ihren Platz zu nehmen. Noch sind unfern Upsala die Mora-Steine zu sehen, bei welchen mehrere Könige Schwedens, selbst bis weit in die christliche Zeit hinauf, gewählt wurden.

Da flucht ein Murneln durch den Kreis:
 „Ein Kind ist's dort,
 Das Männer nicht zu fähren weiß
 Mit Fürstenwort.“

Da Frithjof auf den Schild rund schwang
 Den Knaben gleich:
 „Schaut! — Von der Eiche, die da sank,
 Grünt hier ein Zweig.“

Erkennt im holden Kindesbild
 Den Stamm so hehr;
 Er fühlt so leicht sich auf dem Schild,
 Wie Fisch im Meer.

Ihm schützen will ich vor Gefahr
 Sein Reich und Land,
 Und seß' ihm einst Ring's Kron' auf's Haar
 Mit eig'ner Hand.

Forsete, *) Baldurs hoher Sohn! —
 Ich rufe Dich
 Zum Zeugen, weich' ich je davon,
 Berschmett're mich!“

Der Knab' indes auf blankem Stahl
 Saß stolz vertraut,
 Dem jungen Har gleich, der zum Strahl
 Der Sonne schaut.

Doch ward zuletzt dem jungen Blut
 Das Warten lang,
 Daß er mit eins in raschem Muth
 Zur Erde sprang.

Da laut rief's aus der Schaar vom Ring,
 All' gleich gesinnt:
 „Dich kuren wir! — Werd' einst wie Ring,
 Du Schildes Kind.“

*) Der Gott der Gerechtigkeit, und Rächer des Meineids, im Himmels-
 zeichen der Waage.

Und bist Du groß, soll dieser Dir
Zur Seite steh'n,
Carl *) Frithjof, Dir vermählen wir
Die Mutter schön."

Doch der schaut finster drein und spricht:
"s ist Königswahl,
Nicht Hochzeit heut' — die feir' ich nicht
Nach fremder Wahl.

Zum Zwiesprach muß ich jeso geh'n
In Baldurs Hain,
Mit meinen Nornen, denn sie steh'n
Und warten mein.

Ein Wort mit jenen Schildjungfrau'n
Hab' ich im Sinn,
Die unter'm Baum der Seiten bau'n
Und drüber hin.

Noch zürnt der Gott mit lichtigem Haupt
Und klarem Blick —
Nur er, der mir die Braut geraubt,
Giebt sie zurück."

Rüßt drauf die Stirn dem Königssohn,
Und stumm entlang
Der Haide, fern entschwand er schon
Mit stillem Gang.

(Aus der Frithjoffage von Tegner.)

*) Carl war in ältester Zeit die Benennung des zweiten Mannes nach dem Könige, etwa mit dem Amt und der Vollmächtigkeit des Major Domus gleichbedeutend, Führer der Kriegsmacht oder Statthalter, wenn der Herrscher selbst in den Streit zog. Diese Benennung ging in Schweden mit dem 14. Jahrh. zu Ende.

Der Quäker und der Räuber.

In England bildeten die Räuber ehemals eine besondere Klasse, welche vielleicht mehr als jede andere das eigenthümliche Gepräge des Nationalcharakters an sich trug. Ihre Profession war gewiss den Gesezen und Gebräuchen unterworfen, die sie selbst nicht zu verletzen wagten, indem sie hinsichtlich der Grenzen ihrer Rechte ebenso streng und gleichsam gewissenhaft waren als die übrigen Bewohner Großbritanniens. Wenn der Räuber sich von Denen, die in seine Hände fielen, eine ansehnliche Summe oder einen werthvollen Gegenstand hatte zustellen lassen, so setzte er seinen Forderungen und Nachsuchungen ein Ziel; er hätte sich ein Gewissen daraus gemacht, seine Beute völlig auszuplündern, und Beispiele blutiger Kämpfe waren sehr selten. Wenn aber die Räuber ihre Gewaltthätigkeiten mäßigten, so setzten sich auch die Angefallenen sehr selten zur Wehr. Jedermann versah sich beim Antritt einer Reise mit einer sogenannten Räuberbörse oder Räuberuhr; vermöge dieser Abgabe, die er im Falle eines Angriffs ohne Umstände entrichtete, konnte er seinen Weg ruhig fortsetzen. Aber wie verhielt sich denn die Obrigkeit bei diesen Raubankfällen? Die sonst so allmächtige Polizei war gegen diese Straßenritter äußerst duldsam; diese versteckten sich daher auch nicht in den Wäldern, sondern griffen die Reisenden, mit einer gut schließenden Maske versehen, auf offener Straße an.

Während der französischen Revolution erlitten diese alten Gebräuche den ersten Stoß. Zahlreiche Emigranten wanderten von Frankreich nach London aus, und da sie weder Geduld noch Rücksicht gegen Straßenräuber kannten, so machten sie bei Angriffen von ihren Waffen Gebrauch und es entstand ein förmlicher Krieg. Mittlerweile fuhrn viele Engländer fort, sich mit den Räubern gutwillig abzufinden; namentlich waren die Quäker, denen ihre Religion Abscheu vor dem Blutvergießen einflößt und welche nicht einmal zu ihrer Vertheidigung Blut vergießen mögen, die sanftsten, demüthigen und schüchternen Quäker, welche immer unbewaffnet sind und weder dem Zorn noch der Rache Gehör geben, immer noch wie sonst eine leichte Beute für die Uebelthäter.

Einer der achtbarsten unter seinen Brüdern, Toby Simpton, bewohnte in London ein hübsches kleines Haus. Seine lebenswürdige Tochter Marie war die Stütze der friedlichen Haushaltung, denn Toby's Gattin war vor einigen Jahren gestorben. Obgleich sich manche wohlhabende Jünglinge um ihre Hand

bewar
ihren
Ed
die
Loch
alte
rückg
gar
alten
schäff
der
Toby
eines
Kofte
Vond
einer
Als
mas
es g
Legt
seine
stand
Bör
zähl
nun
setzt
eine
ihm
zu:
schr
Zeit
ein:
wtr
eine
Jhr
ehr
—
end
daf

bewarben, so zeigte sie doch keine Lust zu Heirathen, weil sie ihren alten Vater nicht verlassen wollte. Ein junger Künstler, Eduard Weressford, ein durchaus braver Mensch, erwarb sich die Achtung des offenherzigen Sympton und die Liebe seiner Tochter. Ihrer Verbindung stand nichts im Wege, denn der alte Weressford, ein sehr reicher, aber mürrischer in der Zurückgezogenheit lebender Mann, bekümmerte sich um seinen Sohn gar nicht. Man wußte eigentlich gar nicht, was man von dem alten Weressford denken sollte, der früher ein Kaufmannsgeschäft betrieb, in kurzer Zeit reich geworden und dann in einer der Vorstädte sich zurückgezogen. Wie gesagt, der brave Quäker Toby wollte seine Tochter Marie mit Eduard vermählen und ritt eines Tages aus, um Pachtgelder zu erheben, womit er die Kosten der Verheirathung und die Ausstattung bestreiten wollte.

Das Geschäft ging glücklich von statten und Toby kehrte nach Vondon zurück.

Der Tag fing an sich zu neigen, als Toby zu seinem Schrecken einen Räuber bemerkte, der ihm den Weg zu versperren schien. Als er dem Räuber näher kam, bemerkte Toby, daß derselbe maskirt war. Der Unbekannte zog ein Pistol heraus, richtete es gegen den Quäker und verlangte ihm seine Börse ab. Dem Begherten fehlte es nicht an Muth, da er aber den Vorschriften seines Glaubens gemäß einem bewaffneten Manne keinen Widerstand leisten konnte, zog er mit der größten Kaltblütigkeit eine Börse mit 12 Guineen aus der Tasche. Der Räuber nahm sie, zählte die Geldstücke und ließ den Quäker weiter ziehen, der nun den Unhold los zu sein glaubte und sein Pferd in Trab setzte. Bald aber holte der Räuber, angelockt durch die Hoffnung einer zweiten Beute, den ehrlichen Toby wieder ein, verlegte ihm abermals den Weg und rief ihm mit vorgehaltenem Pistol zu: „Gute Börse!“ der Quäker war überrascht, aber nicht erschrocken; er nahm ruhig seine Uhr aus der Tasche, sah, welche Zeit es sei, und handigte sie dann dem Räuber mit den Worten ein: „Setz laß mich aber nach Hause zurückkehren; meine Tochter wird über mein Ausbleiben in Sorge sein.“ — „Wartet noch einen Augenblick,“ versetzte der Räuber, „und schwört mir, daß Ihr kein anderes Geld bei Euch habt, und bei dem Worte eines ehrlichen Räubers werde ich Euch Euern Weg fortsetzen lassen.“ — Toby besann sich einen Augenblick und schüttelte den Kopf; endlich sagte er: „Wer Du auch sein magst, Du hast errathen, daß ich ein Quäker bin und keine Unwahrheit sagen kann, wenn

es auch mein Leben kosten sollte. Ich erkläre Dir also, daß ich unter der Decke meines Pferdes noch eine Summe von 200 Pfd. Sterl. habe." — "Zweihundert Pfund!" rief der Räuber, dessen Augen durch seine Maske hindurch glänzten. — "Aber, wenn Du menschlich bist," fuhr der Quäker fort, "so wirst Du mir dieses Geld lassen; ich will meine Tochter verheirathen und dazu ist diese Summe mir unentbehrlich." — "Was geht Deine Tochter und ihr Liebhaber mich an?" schrie der Räuber; "mache nicht so viel Worte und gib her, ich kann auch dieses Geld brauchen." — Seufzend hob Toby die Pferdedecke in die Höhe, nahm einen ziemlich schweren Sack hervor und reichte ihn langsam dem Räuber hin; dann wollte er im Galopp davon reiten. "Halt, Freund Quäker!" sagte jener, die Hand auf den Zaum legend; "bei Deiner Ankunft wirst Du mich der Obrigkeit anzeigen, das ist in der Ordnung, und ich kann es Dir nicht verdenken; ich muß aber für diese Nacht einen Vorsprung gewinnen. Meine Stute ist ermüdet und ziemlich schwach; Dein Pferd hingegen scheint kräftig zu sein, da die Last des Sackes es nicht genirte. Steige ab und gib mir Dein Pferd; wenn Du willst, kannst Du meins bekommen." — Es war jetzt zu spät, um einen Widerstand zu beginnen, wie wohl diese endlosen Forderungen auch die Galle des geduldigsten Mannes zum Ueberlaufen hätte bringen können. Toby stieg ab und nahm mit der größten Ruhe den schlechten Klepper, der ihm gelassen wurde. Hätte ich das gewußt, dachte er, so hätte ich beim ersten Zusammentreffen die Flucht ergriffen, denn mit dieser Mähre hätte er mich sicher nicht eingeholt. Der Räuber dankte ihm spöttisch für seine Gefälligkeit, gab dem Pferde die Sporen und verschwand.

Bis zu seiner Ankunft in London hatte der geplünderte Quäker Zeit, über sein Unglück und über den Gram der armen jungen Leute, die sich so innig liebten und nun ihre Hochzeit verschoben sehen mußten, nachzudenken. Die Summe, die ihm genommen worden, war unwiederbringlich für ihn verloren. Plötzlich fiel dem Quäker ein guter Gedanke ein. "Ja," rief er aus, "dieses Mittel kann gelingen. Wenn dieser Räuber in London wohnt, so werde ich ihn ausfindig machen. Ohne Zweifel hat ihm der Himmel seine Unklugheit eingegeben." Toby eilt nun getrost nach Hause. Bei seiner Ankunft grüßte er freundlich seine Tochter und ließ ihr nichts merken. Am folgenden Morgen zog er die Stute aus dem Stalle, legte ihr den Bügel auf den Hals, ließ sie in voller Freiheit in den Straßen London's umherirren

und f
heit g
würde
in die
nung
Beina
auf! f
Pferd
läßt i
mochte
offener
hier!"
Himm
Diene
"Wen
vorübe
gewese
hier d
verste
der V
umkeh
Beg;
das f
lag n
Quäke
walt i
war,
mein
Quäke
einen
aufbek
auf!"
— an
solche
sich V
jetzt e
ihm d
"Ich
welche
"Ich
ich ka

und folgte ihr, in der Hoffnung, daß sie, durch ihre Gewohnheit geleitet, den Weg nach dem Hause ihres Herrn einschlagen würde. Lange ging die Stute hin und her, kam sogar wieder in dieselbe Straße, wo sie schon gewesen war, und Toby's Hoffnung schien zu sinken; als sie sich auf einmal in Trab setzte. Beinahe hätte sie einige Kinder umgerannt. Diese schrieten: „Halt auf! halt auf!“ Einige Leute, welche vorübergingen, wollten das Pferd aufgreifen, Toby aber rief: „Haltet nicht auf! liebe Leute, laßt das Pferd um Gotteswillen ruhig laufen.“ — Kaum vermochte er dem Klepper nachzukommen, er sah es durch den halb-offenen Thorweg eines Hauses in der Vorstadt laufen. — „Also hier!“ dachte der Quäker, und richtete seinen Blick dankend zum Himmel. Als er an dem Hause ankam, sah er im Hofe einen Diener, der das Pferd streichelte und in den Stall führte. — „Wem gehört dieses Haus?“ fragte er den ersten besten, der vorüberging. — „Ihr müßt wohl noch nie in diesem Quartier gewesen sein,“ war die Antwort, „sonst würdet Ihr wissen, daß hier der reiche Weresford wohnt.“ — Der Quäker war wie versteinert, „Weresford sollte mein Räuber sein? — Weresford, der Vater meines künftigen Schwiegersohnes?“ Schon wollte er umkehren, als er zu sich sprach: „Grade aus ist immer der beste Weg; ich will die Sache untersuchen.“ Entschlossen trat er in das Haus und verlangte den Eigenthümer zu sprechen. Dieser lag noch zu Bette, obgleich es schon hoch am Tage war. Der Quäker ließ sich indessen nicht abweisen und drang halb mit Gewalt in Weresford's Schlafzimmer. Dieser, der eben erst erwacht war, rieb sich die Augen und fragte sehr barsch: „Wer sind Sie, mein Herr? Was wollen Sie?“ — Diese Stimme war dem Quäker bekannt und beseitigte jeden Zweifel. Er nahm ruhig einen Stuhl und ließ sich, den Hut, nach der Sitte der Quäker, aufbehaltend, neben dem Bette nieder. „Sie behalten den Hut auf!“ äußerte der Kaufmann sehr erstaunt. — „Ich bin Quäker!“ — antwortete der Andere ganz gelassen, „und Du weißt, daß solches bei uns üblich ist.“ — Bei dem Worte Quäker richtete sich Weresford im Bette auf und sah den Fremden genauer an; jetzt erkannte er ihn, denn er erblaßte und fragte stammelnd, was ihm die Ehre seines Besuchs verschaffe, worauf Toby antwortete: „Ich komme, mir ohne Umstände die Uhr wieder auszubitten, welche ich Dir gestern geliehen habe.“ — „Welche Uhr?“ — „Ich halte viel auf sie; sie gehörte meiner seligen Frau und ich kann sie nicht veräußern. Der Aldermann, mein Schwa-

ger, wird es mir nie vergeben, mich einen einzigen Tag von einem Gegenstande getrennt zu haben, der mich an seine Schwester erinnert." — Das Wort Aldermann (Richter) schien auf Weresford einigen Eindruck zu machen; ohne seine Antwort abzuwarten, fuhr Toby fort: „Auch würde es mir lieb sein, wenn Du mir die 12 Guineen zurückgeben könntest, die ich Dir gleichfalls geliehen habe. Brauchst Du sie aber, so will ich Dir sie noch einige Zeit lassen, wenn Du mir eine Schuldberschreibung ausstellst.“ — Die Ruhe des alten Quäkers brachte Weresford ganz außer Fassung, daß er betroffen stillschwieg. Toby fuhr fort: „Auch muß ich Dich von der bevorstehenden Verheirathung meiner Tochter Maria benachrichtigen. Ich hatte zu ihrer Ausstattung eine Summe von 200 Pfd. Sterl. gespart, aber gestern Abend habe ich das Unglück gehabt, auf der Landstraße ausgeplündert zu werden; deshalb bitte ich Dich, Deinem Sohne Eduard eine Mitgift von 200 Pfd. Sterl. zu geben, weil er der Bräutigam meiner Tochter ist.“ Das war für den alten Sünder zu viel. Mit einem Satz sprang er aus dem Bette und fragte: „Mein Sohn Eduard soll Guer Schwiegersohn werden?“ — „Allerdings!“ sagte Toby, „und deshalb müßt Ihr schon etwas für ihn thun.“ Weresford holte die geraubten Gegenstände herbei und bat um Verzeihung. „Eins müßt Ihr mir versprechen,“ sagte Toby, „daß Ihr Euern Sohn Eduard enterbet; denn ich will nicht, daß ein gestohlener Schilling unter mein Dach komme. Da ich Euere Stute wieder hergebracht, so gebt Befehl, daß man mir mein Pferd wieder vorsehne.“ Alles geschah nach Wunsch des Quäkers, der bald darauf nach Hause ritt. Weresford hatte wirklich den größten Theil seines Vermögens durch Straßenraub erworben. Der Vorfall mit dem braven Toby ging ihm sehr zu Herzen und brachte einen guten Entschluß bei ihm zur Reife. Er schrieb an Toby und stellte ihm ein Verzeichniß der Beraubten zu, wie auch das nöthige Geld, und bat den Quäker, dieses den Eigenthümern wieder zuzustellen. Sein übriges Vermögen beim Banquier sei sein rechtmäßiges Eigenthum, und solches vermache er seinem Sohne Eduard. „Ich aber,“ so schloß Weresford seinen Brief, „eile nach Frankreich und werde England nie wiedersehen.“

Der
3
in de
ihr B
gernde
lich b
sehr r
fischen
Kinder
Rektor
seine
lich w
gar v
um d
dieser
findlic
des
Mense
mehr
ein vo
der g
im g
Wort
dazu
W
Schul
Unterr
getheil
zweckn
alte H
glaube
Hunge
und fr
den F
wieder
unbefa
U
wo de
Werne
Wohlk
3ue

Der frommen Väter Segen bauet den Kindern Häuser.

Zur Zeit der Theuerung in den Jahren 1771 und 72 lebten in dem sächsischen Erzgebirge der frommen Menschen viele, welche ihr Brod gern, und so reichlich sie konnten, mit den armen, hungernden Brüdern theilten. Ein damals selber noch nicht vorzüglich bemittelter, aber an Liebe zu Christo und zu den Brüdern sehr reicher Mann, Kaufmann Zill zu Hohenstein, im sächsischen Erzgebirge, ließ täglich einige hundert arme, ausgehungerte Kinder in der Schule, wo ihnen der fromme, kindlich gute Rektor Seidel auch noch andere, geistige Stärkung reichete, auf seine Kosten speisen, nicht um seine Wohlthätigkeit dadurch öffentlich werden zu lassen (denn er that an Erwachsenen und Kindern gar vieles, was Niemand sah und wußte als Gott), sondern um die, durch die gar große Noth fast verwilderte Jugend bei dieser Gelegenheit an einen Ort hinzulocken, wo sie, aus einem kindlich reinen Mund und Herzen, Worte der Stärkung und des Lebens hörte. Denn die gar große Noth verwildert die Menschen auch, daß sie sich in dumpfer, wilder Verzweiflung oft mehr versündigen als in guten Tagen; und es gehört eben sowohl ein von oben her gekräftigtes und gestärktes Herz dazu, um in der größten Noth fromm zu bleiben und besser zu werden, als im größten Reichthum und Ueberfluß. Ein gutes, stärkendes Wort ist in beiden Fällen recht an seinem Orte, und findet noch dazu im ersteren Falle leichter Eingang als im letzteren.

Wenn nun die Kinder so haufenweis wie noch niemals in die Schule kamen, und freilich wohl recht begierig auf das Ende des Unterrichts warteten, wo die Körbe mit Broden unter sie ausgeheilt wurden, ließ ihnen der gute Zill Bibeln und andere zweckmäßige Erbauungsbücher auf seine Kosten reichen; und der alte Rektor Seidel betete mit ihnen aus seiner frommen, treuen, glaubensfesten Kinderseele. Da wurden dann die bleichen, von Hunger aufgeschwollenen oder abgekehrten Gesichter wieder roth und freundlich; und die Kleinen, die am Morgen traurig matt den Berg zur Schule hinaufgeschlichen, kamen froh und munter wieder heraus und zu ihren Aeltern, die wohl indeß auch eine unbekante Hand mit Speise und Stärkungsmitteln versorgt hatte.

Und so gab es in der Zeit der Hungersnoth an jenem Orte, wo damals noch der fromme Vater meiner Mutter, Gotthilf Werner, Prediger war, eine Menge bekannter und verborgener Wohlthäter der Armen, deren Namen und Thaten einst der er-

barmende Engel nennen wird. Aber wenn sie auch nicht bekannt wurden die Wohlthaten der Väter, so erkennt sie ein aufmerksames Auge doch leicht an dem Segen, der mit ihren Kindern und Kindeskindern reichlich ist.

Zu derselben Zeit speiste auch, in der ärmsten Gegend des sächsischen Erzgebirges, in Stützengrün, ein frommer, gottesfürchtiger Kaufmann, Namens Martin, täglich einen großen Haufen armer, vom Hunger ganz entkräfteter Menschen, mit kräftigem Reis und Fleischkost, in seinem Garten. Ohne jenen rettenden Engel wären die Armen verhungert. Denn dort ist ja, auch wenn sonst nirgends Hungersnoth ist, das Elend so groß! O ihr frommen, guten Engländer, die ihr über die ganze Erde erbarmend und segnend wirket, könnte ich doch eure Augen einmal mit meiner schweren Stimme auf diese Gegend hinlenken, besonders auf das arme, wilde Thal bei Stützengrün, welches in der dortigen Gegend „das Loch“ heißt. Es würde euch wohl erbarmen, wenn ihr dort die armen, nackten oder zerlumpten, von Hunger bleichen Menschen sähet, noch mehr aber, wenn ihr bemerket, wie so ganz verwilbert meist das Herz dieser Armen ist.

Nicht nur Gold allein, auch eure Bibeln, aber auch zugleich von Seiten einer einsichts- und erbarmungsvollen höheren Behörde getroffene Einrichtungen wären hier so sehr an ihrem Orte.

Aber in eben jener theuren Zeit, wo so viele gute Menschen Thaten und Thränen des Erbarmens ausfäeten, die einst ihre Frucht bringen werden, lebte auch an einem gewissen Orte, den ich nicht nennen will, ein sehr reicher Handelsmann und Stadtrichter. Dieser mußte nun wohl nicht wissen, wie einem hungerrnden Armen zu Muthe ist; denn er war taub den Bittenden, während er und seine Freunde den besten Rheinwein aus großen Krügen tranken und köstlich speisten. Er lieb, gegen ungerechte Zinsen, den Armen, bis zur Verzweiflung Gebrachten, auf Pfänder, oder kaufte sehr vortheilhaft an sich, was sie hatten, während die Kinder des Hauses mit den großen Thalern in der Stube spielten. Hatte sich nun besonders ein Armer in der großen Hungersnoth vergangen, und etwa eine Rübe aus dem Felde gezogen und gegessen, und war von dem Feldbesitzer, der kein mitleidiger Baas war, ergriffen worden, so ließ der Stadtrichter den armen Dieb auf's Unbarmherzigste strafen. Besonders hatte er seine boshafte Freude daran, sie in das sogenannte Narrenhäuschen stecken zu lassen: in einen runden Käfig, der aus Latten zusammengengagelt war, und der sich wie eine Drehschaukel herum-

dreher
Nelter
und d
entfr
oder
den,
N
reich
reicher
gar n
schöne
baut
Armer
D
gearbe
sie the
auch i
kannte
lebte
U
wirkli
Kaufm
zur U
Gebt
ihre u
sind d
Nein,
Zeit a
Martii
große
Hause
Größe
muß ic
Häuser
den K
D
zeit.
lebte
sparte
auf,
auf's

drehen ließ. Da kamen denn Buben, die in dem Hause ihrer Aeltern noch nie gefühlt hatten, wie der Hunger so wehe thut, und drehten das Häuschen herum, bis die armen, ohnehin sehr entkräfteten Menschen in Ohnmacht fielen; und was böshaftere oder muthwilligere Kinder waren, die stachen wohl die Leidenden, zwischen den Latten hinein, mit Nadeln.

Aber siehe, der reiche Mann, der schon vor der theuern Zeit reich war, und während derselben (hätte man meinen sollen) noch reicher geworden war, kam nach der theuern Zeit, man wußte gar nicht wie? so herunter, daß er ganz verarmte. Sein großes, schönes Haus, damals fast das schönste im Orte, blieb unausgebaut und verödete. Von den Söhnen starb der eine in dem Armenhause des Ortes.

Der andere, nachdem er lange in den Häusern um Taglohn gearbeitet hatte, welche seine Familie (ach sie wußten nicht, was sie that!) tief verachtet hatte, starb an einem entfernten Orte, auch im Spital. Die Töchter, die sich einst vor Stolz kaum kamten, geriethen an sehr arme Männer; nur eine, gut und still, lebte in Segen und äußerlich wohlhabend.

Und jener Kaufmann Martin in Stützengrün, und ebenso der wirklich dem Anscheine nach oft über seine Kräfte austheilende Kaufmann Zill in Hohenstein, von denen damals wohl mancher zur Unzeit sparsame und kluge Hauswirth kopfschüttelnd sagte: „Gebt nur Acht, wie sich diese guten, unvorsichtigen Leute durch ihre unbedachtsame Verschwendung zu Grunde richten werden“ — sind denn die etwa durch ihre Freigebigkeit ärmer geworden? — Nein, Lieber, das sind sie nicht. Sie wurden seit der theuren Zeit auffallend reicher. Wo ehemals der alte Zill und der alte Martin kleine Häuser hatten, da haben jetzt ihre Nachkommen große, schöne, prächtige Häuser; und so oft ich besonders an dem Hause des jetzigen Kaufmanns Martin in Stützengrün, das an Größe und Schönheit einem Grafen-Schlosse gleicht, vorbeigehe, muß ich denken: „Der frommen Väter Segen bauet den Kindern Häuser,“ und erhält sie ihnen auch, wenn sie selber wandeln in den Fußtapfen ihrer frommen Väter.

Darum, lieben Brüder, laßt uns nie sparsam sein, zur Unzeit. Mein Freund und theurer Bruder Burger in Nürnberg lebte während der theuren Zeit zu G. als Bäckergehülfe. Er sparte jeden Morgen sein Brod, das er zum Frühstück bekam, auf, um es den hungernden Armen zu geben. Einmal, da er auf's Feld sollte, hatte er sich (weil er wahrscheinlich selber

hungrig war) ein recht großes Stück, wohl ein Pfund Brod, abgeschnitten und eingesteckt. Vor der Stadt draußen begegnet ihm ein bleicher, vor Hunger abgezehrter Jude, der ihn schon von weitem sehend ansieht. Burger merkt bald, was jener will, und reicht ihm, noch ehe er's verlangt, das Brod. Da bricht jener unter Thränen in laute Segnungen aus; und nach dem bildlichen Ausdruck, dessen sich die Juden oft bedienen, wünscht er seinem Wohlthäter, daß dieser durch Gottes vergeltende Hand gerade eben so viel Geld bekommen möge, als das Brod an Gewicht betrage. Und was geschah? Burger, der eigentlich ganz arm war, erbt später, auf eine nicht vorherzusehende Weise, unter andern auch an Gold so viel, daß es gerade ungefähr ein Pfund betrug. — (Schubert.)

— Eine merkwürdige Fügung.

Dem Sir Swan Neveau, Staatssekretair im englischen Ministerium, begegnete es, daß er eines Nachts durchaus nicht einschlafen konnte, was ihn um so mehr befremdete, da er sich durchaus körperlich wohl fühlte, auch den ganzen verfloffenen Tag weder in übermäßiger geistiger Anstrengung noch in Verstimmung oder Sorge verbracht hatte. Nachdem er sich bis zwei Uhr, ohne Ruhe zu finden, auf seinem Lager herumgeworfen, erhob sich Sir Swan in der Absicht, einen kurzen Spaziergang in dem unmittelbar unter seinen Fenstern gelegenen Regentspark zu machen, um sich durch die anwehende Morgenfrische vielleicht noch einige Stunden Morgenschlummer zuwege zu bringen. Der Park war in dieser frühen Zeit noch völlig unbesucht, mit Ausnahme der auf ihrem Posten befindlichen Schildwachen. Nachdem Sir Swan mehre Male in dem Gebäude des Home office oder Ministeriums des Innern vorübergeschritten war, bekam er plötzlich den Einfall, sich durch eine Nebenthür, zu welcher er den Schlüssel stets bei sich führte, in's Innere dieses seines Amtsgebäudes zu begeben. Warum er dieses eigentlich wollte, davon gab sich der Staatsmann in diesem Augenblicke keine Rechenschaft und konnte es auch später nicht, da wirklich keine bestimmte Absicht zu Grunde lag. Er fand in einem der Expeditionszimmer das Manual vom vorigen Tage noch auf einem Schreibtische liegen, schlug es ganz unabsichtlich auf, und stieß beim ersten

Blick
auf d
ten B
Wort
schlag
Befeh
ertheil
ist.
Morg
ruhe
nach,
findet
tragen
nach
Frage
nach
halb
Kronk
Besch
müssen
Beide
ten L
der L
griff
such d
Wie
die M
Begne
Papier
und
Diese
gerad
Karre
der L
der e
Fäller
und d
ihnen
der B
gäbe
glaub

Blick in dasselbe unter der Rubrik der eingegangenen Sachen auf die Bemerkung: „Begnadigung für die zum Tode verurtheilten Falschmünzer nach York abzufertigen.“ Beim Anblick dieser Worte, die gleichsam die Hand der Vorsehung vor ihm aufgeschlagen hatte, fällt dem bestürzten Staatssekretair ein, daß der Befehl, den Gnadenbrief abzufertigen, zwar am gestrigen Tage erteilt, allein der wirkliche Abgang noch unbescheinigt geblieben ist. Die Hinrichtung der Verbrecher war aber bereits auf die Morgenstunden des nächstfolgenden Tages anberaunt. Voll Unruhe schlägt jetzt der Staatssekretair eiligst in dem Copienbuche nach, um zu sehen, ob die Bescheinigung hier eingetragen ist; er findet sie jedoch nicht. Er läuft nun, so schnell ihn seine Füße tragen, in die Wohnung des Kanzleidirektors seines Departements nach Downing-Street und weckt diesen aus dem Schlafe mit der Frage, ob die Begnadigung der genannten Verbrecher wirklich nach York abgesandt worden. Der bestürzte Kanzleidirektor, noch halb schlaftrunken, versichert, er habe diese Sache gestern an den Kronkanzlisten abgegeben, bekannte aber zugleich, daß ihm die Bescheinigung des Abgangs noch nicht zugegangen sei. „Nun, so müssen wir auf der Stelle ihn auffuchen,“ ruft Sir Ewan, und Beide laufen nun, da eben kein Fiaker in der Nähe ist, den weitesten Weg nach Chancery-Lane, wo sie endlich ganz athemlos vor der Wohnung des Kronkanzlisten ankommen, der eben im Begriff ist, nach seinem Landgut zu fahren. Schon der frühe Besuch des Staatssekretairs selbst verkündet etwas Außerordentliches. Wie aber erschrickt der Kanzleibeamte, als er vernimmt, wovon die Rede ist. „Großer Gott!“ ruft er ganz angstvoll aus, „der Begnadigungsbrief liegt noch in meinem Schreibepult!“ — Das Papier wird augenblicklich herbeigeholt, man läuft nach der Post und bestellt den sichersten und schnellsten Courier nach York. Dieser macht sich in aller Eile auf den Weg und trifft in York gerade noch in dem Augenblicke ein, wo die Verurtheilten den Karren besteigen, der sie nach dem Richtplatze führen soll. Kam der Bote zu spät, so war es keine Frage, daß bei der Strenge der englischen Gesetze und der öffentlichen Meinung in solchen Fällen die Kronbeamten alle drei ihrer Stellen entsetzt wurden, und daß vielleicht für Lebenszeit auch auf den Schuldlosen unter ihnen der Fluch der öffentlichen Meinung ruhte. War hier nicht der Finger Gottes offenbar im Spiele? Wer dies läugnen wollte, gäbe dadurch zu erkennen, daß er an keine allwaltende Vorsehung glaube.

Vom Tischtuch, Stock, der Geige und dem Mantel.

(Ein Märchen von J. G. Wolf.)

Da war einst ein sehr mächtiger König, der hatte drei Söhne. Einmal des Morgens in der Frühe rief er den ältesten zu sich und sprach: „Mein Sohn, ich will dir ein Geschenk geben, und ebensowohl deinen beiden anderen Brüdern, die ich nächst dir sehr lieb habe. Ich hab' jedem von euch ein sehr schön Seeschiff machen lassen, geh', hol' nun deine zwei Brüder, daß mir jeder sage, was er mit dem Schiffe thun will.“ Als nun die drei Königsöhne vor ihren Vater kamen, sprach der König: „Du, mein ältester Sohn, was willst du mit dem Schiffe, das ich dir geben will, thun?“ — „Vater,“ sprach der älteste, „ich will so fern damit reisen, daß ich es mit Schätzen beladen zurückbringe.“ — „Und du, welchen Gebrauch willst du von meiner Gabe machen?“ fragte er den zweiten Sohn. — „Vater,“ war die Antwort, „ich will weit, so weit reisen, daß ich vollkommen so viel Schätze zurückbringe, als mein ältester Bruder.“ — „Und du, mein jüngstes Kind, was willst du deinem Vater mitbringen?“ — „Vater,“ sagte der jüngste, „ich werde trachten, mich deiner väterlichen Güte werth zu machen.“ — „Gut,“ sagte der König. Darauf wurde ein großes Fest am Hofe gehalten und des anderen Tages stachen die drei Brüder mit ihren Schiffen in See. Als sie nun schon sehr weit gefahren waren, entdeckten sie eine Silbermine. „Hier,“ sprach der älteste, „will ich mein Schiff beladen.“ — „Wir wollen mehr haben oder nichts,“ war die Antwort der jüngsten Brüder. Darauf füllte der älteste das Schiff mit Silber und zog wieder zurück nach seines Vaters Schloß, und die anderen fuhrn weiter fort. Als sie nun wieder ganz, ganz weit gefahren waren, entdeckten sie eine Goldmine. „Hier,“ sprach der zweite Sohn, „will ich mein Schiff beladen.“ — „Ich will mehr haben oder nichts,“ antwortete der jüngste; der andere füllte sein Schiff mit Gold und fuhr nach seines Vaters Hof, und der jüngste fuhr abermals weiter fort. Als er nun wieder sehr weit gefahren war, fing er an, Mangel an Lebensmitteln zu empfinden. Darauf klonn er auf die Spitze des Mastes und sah mit seinem Fernrohr in die Runde, und sah eine kleine Insel vor sich. Muthig steuerte er vorwärts, und in sechs Stunden war er am Ufer. Als er nun drei Tage lang auf der Insel gesucht hatte, hatte er noch kein lebendes

Weser
Hing
sich
ein ju
„Wie
Niema
König
der J
Mädch
N
Da ö
die m
unglück
essen.
habe
hol'
ihrer
endlic
es au
meine
einen
König
der
S
das
Der
ihm
lassen
Wan
er m
Wan
„sober
zu h
lein
der
S
Mant
auf
stand
sich
fragt

Wesen gesehen, noch keine einzige Frucht gefunden, um seinen Hunger und Durst zu sättigen. Da wurde er sehr betrübt, setzte sich auf einen Felsen und fiel in Schlaf. Als er erwachte, stand ein junges Mägdlein vor ihm, die ihn mit Wohlgefallen ansah. „Wie kommst du hierher, mein Freund,“ sprach sie, „wo noch Niemand als meine Mutter und ich den Fuß gesetzt haben?“ Der Königssohn zeigte ihr das Schiff, dessen Flagge man noch in der Ferne wehen sah. „Armer Jüngling, folge mir,“ sprach das Mädchen, und sie zog ihn bei seinen Kleidern fort.

Nach einer Viertelstunde Weges kamen sie an eine Hütte. Da öffnete das Mädchen die Thür und sprach zu ihrer Mutter, die mit Spinnen beschäftigt war: „Mutter, ich bringe dir einen unglücklichen Fremdling, gib ihm in Gottes Namen was zu essen.“ — „Nein, nein, um keinen Preis,“ sagte die Alte, „ich habe da so eben mein Tischtuch in den Kasten gelegt, und ich hol' es für Niemanden wieder heraus.“ Da flog das Mägdlein ihrer Mutter an den Hals und bat sie so feurig, daß die Alte endlich knurrend aufstand, das Tischtuch aus dem Kasten holte, es auf einen Tisch legte und sprach: „Durch die Kraft und Macht meines Tischtuchs, daß gut Essen und Trinken darauf komme für einen Mann!“ Und sogleich stand die Tafel reichlich besetzt. Der Königssohn aß und trank mit Lust, bedankte sich freundlich bei der Alten und dem Mädchen und ging davon.

S kaum war er eine halbe Meile fortgegangen, da hörte er das Mädchen ihm aus der Ferne zurufen: „Steh, steh, steh!“ Der Königssohn setzte sich nieder, und wenige Zeit darnach flog ihm das Mädchen in die Arme: „Und du willst mich also verlassen?“ fragte sie; „o, dann werde ich aus Betrübniß sterben. Warum mußte ich in meinem Leben einen Mann sehen, wenn er mich nicht lieben will?“ Und die Thränen liefen von ihren Wangen. — „Ich verlaß dich nimmer,“ sagte der Königssohn; „sobald ich einen festen Ruheplatz gefunden habe, komme ich, dich zu holen.“ Darauf nahm das Mädchen ein anderes Tischtuchlein aus der Tasche, schenkte es dem Königssohn und kehrte nach der Hütte zurück.

Als der Königssohn wieder Schlaf bekam, setzte er sich am Rande eines Grabens nieder, deckte das wunderbare Tischtuch auf und verlangte zu essen. Sobald als er gesprochen hatte, stand die verlangte Speise vor ihm, in diesem Augenblick näherte sich ihm ein Mann mit einem Wanderstab in der Hand und fragte ihn, wie er auf dieser Insel zu der ausgesuchten Speise

käme? Darauf erzählte dieser die ganze Geschichte vom Tischtuchlein, und nöthigte den Mann, mit ihm zu essen. Als sie nun gegessen und getrunken hatten, sprach der Mann: „Euer Tischtuch kann viel, aber mein Stock kann noch mehr,“ und zog den Knopf vom Stock und rief: „Hunderttausend Mann zu Pferde!“ Und die Mannen standen da als wohlgerüstete Reiter. Darauf steckte der Mann den Knopf wieder auf den Stock, und die Reiter waren verschwunden. „Wollt ihr mit mir tauschen?“ fragte der Königssohn, und der Mann war es zufrieden, gab den Stock dem Königssohn und ging mit dem Tischtuch fort. Aber sobald als der Mann aus den Augen des Königssohnes verschwunden war, zog dieser den Apfel vom Stock, verlangte tausend Mann zu Pferde, und rief ihnen zu: „Marsch, marsch! und holt mir mein Tischtuch wieder.“ In einer Minute waren die Männer fort und mit dem Tischtuch bei ihrem neuen Herrn zurück.

Gegen Abend befand der Königssohn sich in der Mitte eines Waldes; da legte er sich im Gebüsch nieder und fiel in Schlaf. Einige Augenblicke darnach erwachte er von den süßen Tönen einer Geige; er richtete sich auf, sah in den Wald umher, und fand endlich den Geigenspieler auf einem Felsen sitzen. Voll Entzücken fragte er den Fremdling, ob er ihn noch einmal mit seinem Spiel erlustigen wollte, er wollte ihn auch zur Vergütung mit köstlichen Speisen und Trank erquicken. „Ja,“ sprach der Mann, „meine Geige ist so kräftig, daß, wenn ich die hinterste Seite anrühre, stehen die, welche eben gestorben sind, lebendig wieder auf.“ Der Spielmann bewies dem Königssohn die Kraft seines Instrumentes, und dieser erzählte ihm von der Kraft seines Tischtuches; darauf aßen sie lustig zusammen, und beim Abschied vertauschte der Königssohn sein Tischtuch gegen die Geige, worauf der Spielmann durch den Wald fortging. Aber sobald er aus den Augen des Königssohnes war, zog dieser den Knopf von seinem Stock, rief tausend Mann zu Pferde und sprach: „Marsch! marsch! und holt mir mein Tischtuch wieder.“ Einen Augenblick darnach waren sie mit dem Tischtuch bei ihrem Meister zurück.

Mit Freuden sah der Königssohn bald auf das Tischtuch, bald auf den Stock und die Geige, und sagte zu sich selbst: „Ja, diese Dinge sind sicher so viel werth, als das Gold und Silber meiner Brüder,“ und in diesen Gedanken ging er fröhlich weiter nach der Seeküste. Des andern Tages früh begegnete er einer Frau, die trug einen Mantel, der aus allerlei

Lappen
sohn ein
Gottes
tapyer
hielt ih
tuch kan
damit s
delte sic
sich in
Vorschl
und gir
er von
zu Pfer
mein T
Pfund
hafen f

Als
schaft,
Schiffs
tain we
dreißig
„Darun
sohn;“
viel, n
Auf die
und der
und M
es berei
um zu

Und
anderen
gebunde
Königss
Freude,
rück, u
genah
deten M
Zorn u
würdig
länger

Lappen zusammengeflickt war. Die Frau wünschte dem Königssohn einen guten Morgen und bat ihn um ein Stück Brod um Gotteswillen. Der Königssohn deckte sein Tischtuch auf, ließ sie tapfer essen und trinken, und wollte fortgehen, aber die Frau hielt ihn am Mantel fest und sprach: „Ja, Freund, euer Tischtuch kann viel, aber mein Mäntelchen kann noch mehr;“ und damit schlug sie ihren Mantel auf, und jeder Lappen verwandelte sich in ein Schloß mit Höfen und Gärten, so daß Beide sich in der schönsten Stadt von der Welt befanden. Auf seinen Vorschlag vertauschte die Alte ihren Mantel mit dem Tischtuch und ging fort. Aber kaum war sie ihm aus den Augen, als er von neuem den Knopf von seinem Stock zog, tausend Mann zu Pferde rief und sprach: „Marsch, marsch! und holt mir mein Tischtuch wieder.“ Giltigst waren sie mit dem kostbaren Pfand zurück, und der Königssohn setzte seinen Weg zum Seehafen fort.

Als er an's Meer kam, lag gerade ein Schiff in Bereitschaft, um in seine Heimath zurückzukehren, und er bat den Schiffscapitain freundlich ihn mitzunehmen. Aber der Capitain weigerte ihm seine Bitte und sprach: „Wir müssen mit dreißig Mann überfahren, und haben kaum Kost für fünf.“ — „Darum braucht ihr nicht verlegen zu sein,“ sagte der Königssohn; „ich will all' die Mannschaft, und wären ihrer noch so viel, während der Ueberfahrt mit Speis' und Trank erhalten.“ Auf diese Versicherung nahm der Capitain ihn mit auf's Schiff, und der Königssohn befand sich bald mit Tischtuch, Stock, Geige und Mantel vor einem Gebüsch bei seines Vaters Schloß. Da es bereits spät am Abend war, legte er sich in einen Graben, um zu schlafen.

Anderen Tages früh rüstete sich der König mit seinen zwei anderen Söhnen zur Jagd. Kaum waren die Jagdhunde losgebunden, so flogen sie auch hin zum Graben, wo der jüngste Königssohn lag und schlief; da bellten sie und wedelten vor Freude, liefen bald zu ihrem Herrn, bald zum Schlafenden zurück, und waren nicht eher zufrieden, als bis der alte König genäht war. Er warf einen Blick auf den mit Lumpen bekleideten Reisenden, erkannte seinen jüngsten Sohn, sprang auf vor Zorn und rief: „Hast du dich auf diese Weise meiner Gabe würdig gemacht? Geh' aus meinen Augen und halte dich nicht länger hier auf!“

Da stand der jüngste Sohn auf, beugte sich vor seinem Vater und sprach mit sanftem Tone: „Vater, ich habe euch größere Schätze als die meiner beiden Brüder mitgebracht, und das will ich euch diesen Augenblick beweisen.“ Darauf holte er die Geige aus seinem Reisack, rührte leise die hinterste Saite, und sein Vater und seine Brüder fielen todt zu seinen Füßen nieder; dann rührte er wieder die vorderste Saite, und Alle standen lebend und gesund wie zuvor. „So kann ich ein ganzes Lager vernichten,“ sagte er; „aber ich habe auch noch mehr mitgebracht.“ Darauf zog er den Knopf von seinem Stock, rief hunderttausend Mann zu Pferde, und sie standen im Augenblick vor dem verwunderten König; darauf schlug er auch den Mantel auf, und der König rief entzückt: „O, nimmer, nimmer sah ich eine schönere Stadt!“ Dann nahm er zum Letzten sein Tisch-tuch und verlangte Speise für die hunderttausend Mann, und die Speise stand da. Da drückte der König ihn in seine Arme, und man geleitete ihn in vollem Triumph in den Königshof; aber er fand da wenig Ruhe, und hat seinen Vater gar bald um Urlaub, um das Mägdelein zu holen, indem er sagte, daß er ihr alle diese Dinge verdanke. Das bewilligte ihm der König gern, und bereits am anderen Tage stach der Königssohn mit einem schönen Schiffe in See, und nach drei Monden befand er sich mit dem Mägdelein in seines Vaters Hof, und es wurde ein großes Fest gehalten, denn man feierte die Hochzeit des Königssohns und des Mägdeleins.

Ich und du, wir wären wohl auch gern dabei gewesen, nicht wahr?

Der Schwester Abschied.

(Gedicht von P. J. Veumer. Mit einem Bilde.)

Noch einmal laß uns hier zusammenweilen,
 Bestrahlet von des Mondes Silberlicht.
 Geliebte Schwester, ach! bald wirst Du eilen
 Zur fernen Stadt, und ich darf folgen nicht.

Doch schau' hinunter in das stille Wogen
 Des lieben Waldes, der uns stets so theuer!
 Schau', wie der Abendstern heraufgezogen;
 Er strahlt so freundlich zu der Abschiedsfeier.

seinem
e euch
, und
olte er
Saite,
Füßen
id Alle
ganzes
h mehr
k, rief
genblick
Man-
ner sah
Tisch-
t, und
Arme,
igshof;
r bald
e, daß
r König
hn mit
befand
wurde
eit des
ewesen,



Der Schwester Abschied.



Me
14. D
besetzt
zur Fl
waren:
Woher
Tages
Wilhe
ordnete
Culm.
Friedri
Abraha
getreue
erfahre
Haus
darum
diese K
lieben
nehmen
Ab
der Kö
dige F

Und schau' ich künftig zu des Waldesgrunde,
 Und freu' ich mich der Bäume stolze Pracht:
 Dann denk' ich stets der trauten Abschiedsstunde
 Und — daß mich Deine Liebe glücklich macht.

Unwandelbar, wie dort in Himmelsräumen
 Des Mondes Licht so friedlich stille strahlt,
 Und Abendwölkchen sich mit Gold umsäumen,
 Und heiter sich der Abendhimmel malt:

So wird auch stets sich meine Lieb' erneuen,
 Ob Du auch ferne von der Heimath weilst;
 Ich werd' im Stillen auf den Tag mich freuen,
 Wo wieder Du in meine Arme eilst.

Abraham Nickel und seine Frau.

Als in den Unglücksjahren nach der Schlacht bei Jena, am 14. Oktbr. 1806, das preussische Land fast ganz von Franzosen besetzt und die Staatsobersten, d. i. der König und seine Familie zur Flucht bis in die Grenzstadt Memel genöthigt worden waren: litten dieselben nicht selten Mangel an baarem Geld. Woher sollte er's auch nehmen, der König! Da kommt eines Tages Abraham Nickel nebst seiner Frau zum König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Louise. Er kam als Abgeordneter der Taufgesinnten (Herrnhuter) aus der Gegend von Culm. Der treuherzige Mann brachte ein Geschenk von 3000 Friedrichs'dor, und die Frau trug einen Korb mit frischer Butter. Abraham redete den König also an: „Gnädigster Herr! Deine getreue Unterthanen, die Gemeinden der Taufgesinnten, haben erfahren, wie groß die Noth ist, die Gott über Dich, Dein Haus und Land verhängt hat. Das thut uns allen leid und darum sind wir zusammengetreten und haben gern und willig diese Kleinigkeit zusammen gebracht. Wir bitten Dich, unsern lieben König, diese Gabe aus treuen Herzen wohlwollend anzunehmen, und wir werden nicht aufhören, für Dich zu beten.“

Abraham Nickel's Frau aber überreichte darauf ihren Korb der Königin und sagte: „Man hat mir erzählt, daß unsere gnädige Frau Königin gute frische Butter sehr liebt und auch die

jungen Prinzen und Prinzessinnen gern ein gutes Butterbrod essen. Diese Butter aber ist rein und gut, aus meiner Wirthschaft, und da sie jetzt rar ist, so habe ich gedacht, sie würde Dir wohl angenehm sein. Die gnädige Königin wird auch meine kleine Gabe nicht verachten. Du siehst ja so freundlich und gut aus; wie freue ich mich, Dich einmal so in der Nähe sehen zu können.“

Mit Thränen der Rührung im Auge drückte die Königin der Bauernfrau die Hand, nahm das Umschlagetuch, das sie eben trug, ab und hing es mit den Worten: „Zum Andenken an diesen Augenblick!“ der gutmüthigen Geberin um die Schulter. Auch der König nahm die Gabe solcher Liebe gern an, quittirte über den Empfang und vergalt später sie reich und königlich den treuen Söhnen des Vaterlandes.

Klaus Karstens.

Zu Hamburg auf einem Plage standen einmal zwei Arbeiter, und wer sie sah, gedachte an die Worte des Herrn: „Um die elfte Stunde aber ging er aus, und fand Andere müßig stehen am Markt, und sprach zu ihnen: Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie sprachen zu ihm: Es hat uns Niemand gedinet;“ denn obgleich der Küster schon auf dem Wege war, die Mittagsglocke zu ziehen, so warteten sie doch noch immer auf den, der da kommen sollte und sagen: „Sehet mit mir, ich will euch geben, was recht ist.“

Und als um zwölf Uhr im Michaelsthurme die große Glocke gezogen wurde, zog Klaus Karstens, der eine von den zweien, den Hut ab, und betete ein Vater unser oder was er sonst in seinem Herzen redete; denn seine Rippen regten sich, aber seine Stimme hörte man nicht. Kasper Meier aber, der andere, ließ den Hut auf dem Kopfe und sprach: „Weiß nicht, warum ich mich bemühen soll, wenn die Alte da oben summt und brummt. Wie leicht fällt ein Ziegel vom Dache und schlägt mir ein Loch in den Kopf. Zudem nehmen sich die Vögel unter dem Himmel kein Blatt vor das Maul. Was gilt's, Vetter Klaus, es geht einmal deiner großen Nase wie dem Tobias unter dem Schwalbenest?“ Karstens aber antwortete nur: „will sehen, Vetter Kasper, will's erwarten.“

Er
Denn
„Gefä
was re
lein un
daß, d
Wille
meine

„A
große
derselb
„Gott
De

und ge
hast al
wieder
tenhau

Un
gewohn
„Klaus
ganger
Stelle

Un
durch
Somme
getrau
eigner

Und
macher
wollte
oder

D
stand
die ar
dem s

seher
nicht,
läßt t
jedoch
komme
Holzh

Er hätte auch zu einer längern Widerrede keine Zeit gehabt. Denn da er das gesagt, trat ein kleiner Herr zu ihm und sprach: „Gefällt dir's, so komm; ich will dir Arbeit geben und bezahlen, was recht ist.“ Und Karstens ging mit, und als das alte Herrlein unterwegs zu ihm sagte: „Aber ich kann es nicht leiden, daß, die mein Brod essen, fragen warum?“ antwortete er: „Guer Wille geschehe. Viel Reden und Fragen ist das ganze Jahr meine Sache auch nicht.“

„Also kommen sie, ohne ein Wort weiter zu verlieren, in die große Zuckersiederei vor dem Thore.“ Und als Karsten hinter derselben die großen Holzstöße sah, sprach er bei sich selbst: „Gott sei gedankt; nun wird mir's nimmermehr an Arbeit fehlen.“

Da er aber ein Jahr lang und etwas drüber Holz gesägt und gespaltet hatte, sprach der Zuckersieder zu ihm: „Klaus, du hast alle Tage einen weiten Weg, Abends heim und Morgens wieder heraus. Gefällt's dir, so magst du dort in mein Gartenhaus ziehen und mit Weib und Kind darin wohnen umsonst.“

Und da Karstens ein Jahr und darüber im Sommerhaus gewohnt hatte, trat der Zuckersieder wiederum zu ihm und sprach: „Klaus, der Aufseher hat lange Finger gemacht und ist fortgegangen ohne Abschied zu nehmen. Willst du, kannst du an seine Stelle kommen.“

Und abermals über ein Jahr ließ der alte Zuckersieder mitten durch seinen großen Garten zwischen den Trockenböden und dem Sommerhäuslein eine große Mauer auführen. Aber Niemand getraute sich zu fragen: „Warum thust du das?“ selbst sein eigner Bruder nicht. Auch sein Weib nicht, denn er hatte keins. Und ob nun gleich der Aufseher Klaus einen weiten Umweg machen mußte, wenn er zu den Seinen im Gartenhause gelangen wollte, so fragte er doch nicht, auch nicht mit einer Miene, wie oder warum?

Darüber starb der Zuckersieder, und in seinem Testamente stand geschrieben: „Jerem, dem Klaus Karsten vermache ich die andere Halbscheid meines Gartens jenseits der Mauer, sammt dem Hause, und will ihn mein Bruder auch fernerhin als Aufseher behalten, so mag er eine Thür durchbrechen lassen; wo nicht, so zahlt er dem Mann noch weiter dreitausend Mark und läßt ihn ruhig wohnen. Sollte aber Klaus Karstens, was ich jedoch nicht hoffe und erwarte, fragen, warum er zu mir gekommen, so werde ihm zu wissen gethan, was folgt: „Zum Holzhacker wählte ich den Klaus, weil ich ihn beten sah. Hätte

damals sein Kamrad gebetet und er den Hut auf dem Kopfe behalten, würde ich ihn nicht genommen haben, sondern seinen Vetter. Das Andere weiß er schon."

Schauderhafte Wiedervergeltung.

(Ein See-Ereigniß.)

Im Monat Juni 1813 segelte die Kriegsbrigg „le Cuirassier“, von Toulon ab, um den Herrn ***, französischen Consul in den Häfen der Levante, nebst seiner Familie nach Smyrna zu bringen. Da auch ich mit einer besonderen Mission beauftragt war, so erhielt ich Befehl, an denselben Bord zu gehen. Der Cuirassier war ein hübsches, sehr sauberes, coquettes Fahrzeug, und ein trefflicher Segler; dies war auch nöthig, denn das Meer war mit englischen Schiffen bedeckt. Es war vom Befehlshaber B.... auch mit allen Arten von Luxusgegenständen und Annehmlichkeiten versehen, weil er wußte, daß er Damen an Bord bekommen würde. In der äußerst geschmackvoll verzierten Kajüte sah man ein herrliches Fortepiano von Bezold und andere musikalische Instrumente, die mit den Trophäen von Säbeln und Pistolen, die gewöhnliche Verzierung dieses Gemaches, einen seltsamen Contrast bildeten. Unsere Mahlzeiten, zu welchen der Kapitain immer einige seiner Offiziere einlud, wurden mit all' der Auswahl, die man nur in Paris hätte wünschen können, servirt. War schönes Wetter, so brachten wir den Abend plaudernd oder spazieren gehend auf dem Verdecke zu, an den blauen Himmel, über das blaue Meer hinschauend und die dufende Luft des mittelländischen Meeres einathmend; war hingegen die Witterung kalt und trübe, so blieb man im Zimmer, die Damen machten Musik, oder setzten sich mit uns um den Commandanten herum, der uns seine Seeabenteuer oder Gefechte mit den Engländern erzählte. Diese Abende hatten für mich einen unaussprechlichen Reiz, der diese Fahrt, die erste und angenehmste, die ich je gethan, mir ewig unvergänglich machen wird. Auch ein Ereigniß, das sich ungefähr vierzehn Tage, nachdem wir Toulon verlassen hatten, zutrug, wird beitragen, daß ich sie nie vergesse.

Der französische Kaiser führte damals mit ganz Europa Krieg; obgleich der Cuirassier gut armirt und die Mannschaft vortrefflich

war, f
des Se
dem Fe
zu schla
Bestimm
liche u
sie auf
Tagen
Segeln
Der
Grade
der Hö
allein e
Tische t
setzt, fa
dant für
zu erzäl
über ur
ten; zu
meldete
signalir
um auf
signalir
unter d
sein S
geschehe
im Aug
stampfte
und in
Grazie
Schnell
Nac
kamnte
dant w
aber do
ten ang
Corfare
nicht li
in seine
unverzü
sollte.

Köpfe be-
dern seinen

war, so hatte der Commandant dessen ungeachtet vom Minister des Seewesens und der Colonien, den Herzog Decres, Befehl, dem Feinde stets auszuweichen, und sich nur im äußersten Falle zu schlagen, bis er den Consul von Smyrna an den Ort seiner Bestimmung gebracht habe. Unterwegs waren uns mehre englische und russische Kriegsschiffe begegnet, allein wir vermieden sie auf langen Umwegen. Endlich schien das Meer seit mehreren Tagen freier, und wir hofften durch unsere Ueberlegenheit im Segeln alle Zeit, die wir verloren hatten, wieder einzubringen.

uirassier,“
sul in den
zu brin-
tragt war,
Der Cuiras-
g, und ein
Meer war
haber B....
mlichkeiten
nen würde.
ein herr-
strumente,
gewöhnliche
t bildeten.
nige seiner
an nur in
Wetter, so
nd auf dem
Meer hin-
Neeres ein-
, so blieb
sehten sich
e Seeaben-
ese Abende
iese Fahrt,
wig unver-
gefähr vier-
rug, wird

Den 20. Juni, Abends neun Uhr, waren wir im 2ten Grade der Länge und im 37sten nördlicher Breite, ungefähr auf der Höhe von Algier; das Wetter war hell und ziemlich schön; allein ein ruckweiswehender Wind hatte die Damen genöthigt, nach Tische im Zimmer zu bleiben; das Schiff lief, alle Segel beigelegt, fast vor dem Winde; alles war in Ordnung. Der Commandant fing an, uns von seinem ersten Gefechte, dem von Trafalgar, zu erzählen. Er war bis zu Lord Nelsons Tod gekommen, als wir über uns ein verwirrtes Geräusch von Stimmen und Tritten hörten; zu gleicher Zeit trat der wachthabende Aspirant herein, und meldete dem Capitain, daß die Schildwache ein großes Schiff signalirt habe. Der Capitain unterbrach nun seine Erzählung, um auf das Verdeck zu gehen, und durch sein Fernrohr nach dem signalirten Schiffe zu sehen. Es war ein großes Schiff, das unter dem Wind gerade auf uns zulief. Der Kommandant setzte sein Sprachrohr an: „Alle Mannschaft oben!“ Es war schon geschehen! Ueberall die Hangmatten aufgewickelt!“ Es geschah im Augenblick. Sodann entfaltete man die Beifegel, sogleich stampfte das Schiff heftig auf, als wolle es die Wogen spalten, und in den Abgrund hinabgehen, dann aber richtete es sich mit Grazie wieder auf und fing an den Wind mit wundergleicher Schnelligkeit zu kneifen.

Nachdem Alles so veranstaltet worden war, und das unbekannte Schiff gegen uns zurückzubleiben schien, kam der Commandant wieder herunter, und wollte eben seine Erzählung fortsetzen; aber daran war nun nicht mehr zu denken, denn die Damen hatten angefangen, einander fürchterliche Geschichten von algierischen Corsaren zu erzählen. Der Commandant, der solche Geschichten nicht liebte, legte sich darauf unausgekleidet ruhig zum Schlafen in seinen Matrahrahmen, nachdem er Befehl ertheilt hatte, ihn unverzüglich zu wecken, wenn etwas Ungewöhnliches vorkommen sollte. Ich leistete den Damen Gesellschaft, die sich nicht nieder

ropa Krieg;
vortrefflich

legten. Ich muß gestehen, ich war nicht in der besten Laune; nicht aber weil ich auf irgend eine Weise die barbaresken Corsaren fürchtete; „Allah bewahre uns davor,“ hatten sie ja oft gesagt, „etwas anzurühren, was seinem Sohne dem großen Napoleon gehört.“ Wegen dieses Punktes war ich daher ganz ruhig; was aber die Pontons Spaniens oder Englands betraf, so war meine Ruhe nicht eben so vollständig.

Bei Anbruch des Tages stieg der Commandant auf das Verdeck; der Guirassier lief noch immer mit derselben Schnelligkeit, und das andere Schiff ließ sich wieder am Horizont blicken, mit uns gleichen Kurs nehmend. Gegen acht Uhr wurde der Wind so heftig, daß sich der Mast beugte, und sein Krachen ließ fürchten, daß er brechen möchte. Man war genöthigt einige Segel einzuziehen. Darnach überholte uns das andere Schiff, und zwar dermaßen, daß es um elf Uhr in unserm Fahrwasser war. Es war ein großes, schwarz angestrichenes Schiff von guter Bauart, hatte aber ganz die Tournaire eines Corsaren; indessen bemerkte man in seinem Takelwerk, wovon einige Tawe gerissen waren, eine Unordnung, die am Bord dieser Art Schiffe ungewöhnlich war. Uebrigens ließ sich Niemand sehen, die Schiffspforten waren zu. Die Schiffe liefen eine Zeitlang mit einander. Da der Commandant jetzt glaubte, daß es zu spät sei, einen Kampf zu vermeiden, so ließ er so manövriren, daß er in der Entfernung eines Büchsenenschusses mit dem Unbekannten Bord gegen Bord lief. Die Damen schloß er selbst in die Kajüte ein, und kam in völliger Uniform, den Degen in der einen und das Sprachrohr in der andern Hand, wieder herauf; der Tambour rührte die Trommel und Jeder begab sich auf seinen Posten, wonach alles still wurde und wartete.

Der Commandant stieg auf dem Hackbord, und rief den Unbekannten an:

„Oh! Schiff da, hoho!“

Keine Antwort.

„Oh! Schiff da, hoho!“

Keine Antwort, und Niemand ließ sich sehen.

„Wie!“ sagte der Commandant, „bekümmern sie sich um uns gar nicht? hisset die französische Flagge auf, und thut einen Schuß mit Pulver.“

Sogleich flatterte eine große dreifarbige Flagge majestätisch an der Gabel und der Donner rollte in die Unermeßlichkeit hin, Am Bord des schweigsamen Schiffes erschien keine Flagge.

einer
C
Platte
nun I
wir e
scharfe
tete se
... u
Erstau
"S
unten
dirend
"C
an de
aber f
"S
M
biner,
Der
"S
den S
mehr
nebst
"D
sich il
fast u
gende
"S
dant;
länder
nung
"
"S
"J
Rahn.
zu, u
dessel
Buch
bis a
jüte;
34

„Das ist sonderbar,“ sagte der Commandant; „schießet mit einer Kugel.“

Ein zweiter Schuß folgte, die Kugel riß einige Fuß vom Plattbord weg und zerbrach die Schoten des großen Segels, das nun los flatterte, wodurch der Feind an Schnelligkeit verlor, und wir etwas Segel aufgeieten, um in Schußweite zu bleiben. Der scharfe Kanonenschuß blieb unbeantwortet. Der Commandant richtete sein Fernrohr nun auf die am Plattbord bewirkte Oeffnung ... und auf einmal malte sich auf seinem Gesichte ein großes Erstaunen.

„Wie!“ sagte er, „sind sie todt? Sehen Sie doch einmal unten an den Fuß des großen Mastes,“ seinem Untercommandirenden das Fernrohr darreichend.

„Commandant,“ sagte dieser, „ich sehe zwei oder drei Mann an der Erde liegen, und einen andern an den Mast gelehnt stehen; aber sie rühren sich nicht.“

„Ho! Schiff, hoho!“

Niemand rührte sich. Der Commandant nahm einen Karabiner, zielte nach dem am Masten lehenden Mann und schoss ... Der Mann machte eine kleine Bewegung vorüber, blieb aber stehen.

„Gewiß, meine Herren,“ sagte der Commandant, indem er den Karabiner längs dem Plattbord niederlegte, „wir müssen sie mehr in der Nähe beobachten, schnell eine Schaluppe in See, nebst zwölf Mann und einem Aspiranten.“

Die Matrosen säumten. Abergläubische Erinnerungen hatten sich ihrer bemächtigt. Ein alter Hochbootsmann brummte einige fast unverständliche Worte, worunter mir aber das Wort „der fliegende Holländer“ vernehmlich ward.

„Treibt Ihr Euren Spott mit mir?“ sagte der Commandant; „wisset Ihr nicht so gut wie ich, daß der fliegende Holländer nur in den Gewässern des Vorgebirges der guten Hoffnung fährt?“

„Ja, das ist wahr,“ sagte die ganze Mannschaft.

„Schnell dann, die Schaluppe in See.“

Ich bat, die Fahrt mitmachen zu dürfen, und stieg in den Kahn. Unsere Leute ruderten mit Macht dem unbekanntem Schiffe zu, und fünf Minuten darnach fuhren wir unter dem Hintertheil desselben hin, um seinen Namen zu erfahren. In großen, weißen Buchstaben stand daran: LA ANNUNCIACION. Wir stiegen, bis an die Zähne bewaffnet, durch die Stückpforten in die Kajüte; Alles war zerschlagen und in Unordnung. Die Schießbladen

waren erbrochen und standen offen, und einige Goldstücke, die in Winkel gerollt waren, ließen uns glauben, daß das Schiff geplündert worden sei; und aus einer großen blauen, gelben und rothen Flagge, und Ketten in der Kajüte mußten wir schließen, daß wir es mit einem columbischen Negerschiffe zu thun hatten.

Im ganzen Schiffe herrschte dieselbe Unordnung; ehe wir oben gingen, besuchten wir den Raum und die Verdecke. Pulver, Proviant, Waffen, Alles lag im Raume im Wasser und kein lebendes Wesen war zu sehen; über unsern Köpfen vernahmen wir aber ein verwirrtes und seltsames Geräusch. Die Luken standen offen; wir stiegen hinauf, in der einen Hand die Pistole und in der andern den Säbel; aber so bald wir den Fuß auf das Verdeck setzten, erstickte uns fast ein verpesteter Gestank und der scheußlichste Anblick stellte sich uns dar. Ungefähr achtzig Unglückliche lagen ausgestreckt an Händen und Füßen auf das Verdeck genagelt; ihre entsetzlich abgemagerten und in völlige Verwesung übergegangenen Leichname, waren zur Hälfte bereits von einer unzähligen Anzahl Würmer und großer Ratten verzehrt, deren Geschrei und Strampeln das seltsame Geräusch verursachte, das wir unten hörten; einer von diesen Seeleuten, der der Kapitain des Schiffes gewesen zu sein schien, war eben so an Händen und Füßen, aber in stehender Stellung, an den großen Mast genagelt; über seinen Bereich hinaus hatte man, vermuthlich aus schrecklichem Spott, ein Faß mit Zwieback und ein anderes mit süßem Wasser befestigt; der Körper, dessen Brust durch die Kugel unseres Kapitains durchbohrt war, war vorwärts gelehnt, als habe er gesucht, sich mit den Händen loszureißen, um die Füße zu erreichen: der Abmagerung aller Leichname nach zu schließen, war die Schiffsmannschaft wahrscheinlich lebendig angenagelt worden und den Hungertod gestorben: die Beine des Kapitains waren von den Ratten bis an die Kniee verzehrt und die Knochen lagen offen vor.

Absehen hatte sich unser bemächtigt und wir wußten nicht, wem wir diese entsetzliche Grausamkeit Schuld geben sollten, als ein unten gebliebener Matrose mit einer Flasche, die er in einem der Schubläden der Kajüte gefunden hatte, heraufkam. Aus derselben zogen wir ein Papier, worauf in englischer Sprache Folgendes stand:

„Den 27. Dezember 1812 begegnete der Kapitain W...s, Befehlshaber der Fregatte St. Brittischen Majestät Hamlet in der Küstengegend von Puerto mayor de las Es mangas, dem colum-

te, die in
Schiff ge-
lben und
schließen,
hatten.

ehe wir
Pulver,
und kein
hmen wir
n standen
e und in
das Ver-
und der
htzig Un-
das Ver-
llige Ver-
reits von
irt, deren
chte, das
Kapitain
nden und
genagelt;
as schreck-
mit süßem
Kugel un-
als habe
iße zu er-
ßen, war
lt worden
ins waren
chen lagen

zten nicht,
ollten, als
: in einem
m. Aus
e Sprache

u W... 3,
amlet in
em colum-



Hirtenleben.

bischen
über d
let Be
stande
Anmune
zu wer
geplünd
haber
Verdeck
der B
„A

Die
Stürm
durch d
Auf
abgelö
in sein
tergang
geworfe
es bra
Einige
von S

bischen Negerschiffe La Annunciacion. Den englischen Befehlen über den Sklavenhandel gemäß, gab der Commandant des Hamlet Befehl, die ganze Mannschaft, die in völlig betrunkenem Zustande war, zu nehmen. Da ich nun in dem Raume der La Annunciacion die Leichname zweier Engländer, die man in See zu werfen nicht Zeit gehabt, und Waaren von einem englischen geplünderten Schiffe gefunden hatte, so gebrauchte der Befehlshaber des Hamlet Repressalien, ließ die Mannschaft auf das Verdeck nageln und überließ das Schiff mit ausgespannten Segeln der Willkühr der Winde."

"Auf der See, den 27. Dezember 1812."

"Der commandirende Kapitain auf der Fregatte
Sr. Brittischen Majestät Hamlet.

W...z."

Die Unglücklichen waren nun, ein Spielball der Winde und Stürme, umhergetrieben, die sie durch einen seltsamen Zufall durch die Straße von Gibraltar gejagt hatten.

Auf Befehl unseres Commandanten wurden die Angenagelten abgelöst und in altes Segeltuch gehüllt. Der Kapitain wurde in seine columbische Flagge eingnäht, und Alle wurden bei Untergang der Sonne unter Abfeuerung einer Kanone in's Meer geworfen. Das Schiff La Annunciacion wurde angezündet; es brannte die ganze Nacht und versank bei Anbruch des Tages. Einige Tage nachher kam die Brigg Le Corfaire in dem Hafen von Smyrna an.

Sirtenleben.

(Gedicht von P. J. Beumer. Mit einem Bilde.)

Mit frischem, frohem Sinn
Zieh' ich in's Freie hin;
Dort, wo die Sonne glüht,
Mir wahre Freiheit blüht.
Sei! ich bin frank und frei,
Bin ich auch arm dabei!
Was schiert' mich Geld und Gut,
Hab' ich gesundes Blut.
's ist Alles eitler Tand,
Schattenpiel an der Wand!

Wenn noch kaum der Morgen grauet,
 Ziehe ich mit frohem Sinn,
 Mit der kleinen eignen Heerde
 Zu den lieben Bergen hin.

Frische Lüfte wehen kosend,
 Vöglein jauchzen voller Lust;
 Ist's ein Wunder, wenn da ziehet
 Freude in des Hirten Brust?

Mir genügt die klare Quelle,
 Mir schmeckt nur mein eigen Brod.
 Gott sei Dank! der Hirte kennet
 Nicht des Lebens herbste Noth.

Kleidet euch in Prachtgewänder,
 Schmücket euch mit des Goldes Bier;
 Ist doch schöner noch gekleidet
 Dieses Feldes Blume hier.

Saget euch viel Schmeicheleien,
 Lüget nur einander vor;
 Hier, im heil'gen Gotteſtempel,
 Find't Verstellung nie ein Ohr.

Und in schönen, sel'gen Stunden
 Zieht ein Friede durch die Brust;
 Gottes Lieb' lern' ich erkennen,
 Preise sie in froher Lust.

Darum mit frohem Sinn
 Zieh' ich in's Freie hin,
 Dort, wo die Sonne glüht,
 Mir wahre Freiheit blüht.
 Heil' ich bin frank und frei,
 Bin ich auch arm dabei!
 Was schiert' mich Geld und Gut,
 Hab' ich gesundes Blut.
 's ist Alles eitler Tand,
 Schattenſpiel an der Wand.

M
 von sel
 die G
 dem G
 der fle
 der B
 Armen
 Gabe,
 darauf
 hören.
 meinen
 riger S
 erschall
 beliebt.
 Armen
 verstan
 fahren
 diesem
 Sinkfü
 M
 „aber
 Euch
 war f
 einen
 nicht
 mir u
 zu ein
 verlan
 und h
 ren u
 ſaß id
 Papie
 glänze
 verstan
 Häuſe
 zur M
 mühle
 reich

100,000 Franken jährlicher Einkünfte.

Als ich achtzehn Jahr alt war, — ich spreche, wie Sie sehen, von sehr alten Zeiten — brachte ich in der schönen Jahreszeit die Sonntage zu Versailles bei meiner Mutter zu. Ich ging zu dem Ende fast immer zu Fuß und setzte mich unterwegs auf einen der kleinen Wagen, die damals dahin fuhren. Wenn ich aus der Barriere trat, so war ich gewiß, immer einen erwachsenen Armen zu finden, der mit kreischender Stimme rief: „Eine milde Gabe, mein guter Herr, wenn es Ihnen beliebt.“ Er konnte dann darauf rechnen, ein dickes Zweifelsstück in seinen Hut fallen zu hören. Eines Tages, wie ich Anton, so hieß mein Pensionair, meinen Tribut zahlte, ging ein kleiner gepudertes, magerer, rüchriger Mann vorbei, und Anton ließ sein kreischendes memento erschallen: „Eine milde Gabe, mein guter Herr, wenn es Ihnen beliebt.“ Der Vorübergehende blieb stehen, und nachdem er den Armen einige Augenblicke angesehen, sagte er: „Ihr scheint mir verständig und arbeitsfähig zu sein, warum wollt Ihr daher fortfahren ein so häßliches Gewerbe zu treiben? Ich will euch aus diesem traurigen Zustande reißen und euch zehntausend Livres Einkünfte geben.“

Anton lachte, ich gleichfalls.

„Nacht, so viel Ihr wollt,“ fuhr der gepuderte Herr fort, „aber befolgt meinen Rath und Ihr werdet erlangen, was ich Euch verspreche. Ich selbst kann Euch zum Beispiel dienen. Ich war so arm, wie Ihr; aber statt zu betteln, machte ich mir einen Tragekorb und ging damit in die Dörfer und Landstädte, nicht um Almosen, sondern um alte Lumpen zu bitten, die man mir umsonst gab, und die ich nachher an Papier-Fabrikanten zu einem guten Preise verkaufte. Nach Verlauf eines Jahres verlangte ich die Lumpen nicht mehr umsonst, sondern kaufte sie, und hatte mir zu meinem kleinen Handel einen zweirädrigen Karren und einen kleinen Esel angeschafft. Fünf Jahre nachher besaß ich dreißig tausend Franken und heirathete die Tochter eines Papierfabrikanten, der jedoch, ich leugne es nicht, eben keine glänzenden Geschäfte machte. Indessen war ich noch jung, thätig, verstand zu arbeiten und zu entbehren. . . . Jetzt besitze ich zwei Häuser in Paris und habe meinem Sohne, dem ich früh Lust zur Arbeit und die nöthige Ausdauer beibrachte, meine Papiermühle übergeben. Macht's wie ich, Freund, und Ihr werdet reich werden, wie ich.“

Der alte Herr ging sodann seines Weges, und ließ Anton dermaßen in Gedanken versunken zurück, daß zwei Damen vorübergingen, ohne daß die freischwärmende Anrede des Bettlers: „Eine milde Gabe, wenn es Ihnen beliebt,“ über seine Lippen kam.

Während meines Exils zu Brüssel im Jahre 1815 trat ich eines Tags in den Laden eines Buchhändlers, um einige Bücher zu kaufen. Ein dicker und großer Herr ging im Laden auf und ab und beschäftigte fünf oder sechs von seinen Leuten. Wir sahen einander an wie Leute, die ohne sich erkennen zu können, sich jedoch erinnern, sich früher gesehen zu haben. — „Mein Herr,“ sagte der Buchhändler endlich zu mir, „gingen Sie vor vierzig Jahren Sonntags nicht oft nach Versailles?“ — „Wie! Anton, sind Sie es?“ rief ich. — „Sie sehen ihn vor sich; der alte gepuderte Herr hatte Recht, er gab mir zehntausend Franken Einkünfte.“

Ein Irrritt in der Prairie.

(Mit einem Bilde.)

Prairie nennt man die endlose Ebene in Nordamerika, auf welcher, so weit das Auge reicht, kein Baum und kein Strauch die Einörmigkeit unterbricht; der Horizont bildet eine gerade Linie, und der Reisende in der Prairie hat, wie man zu sagen pflegt, das Land aus dem Gesichte verloren. Keine Landmarke bezeichnet dem Wanderer den Weg und was das Reisen noch besonders beschwerlich macht, sind die Luftspiegelungen, wodurch der Pilger so häufig getäuscht wird.

Unser Bild stellt einen solchen Reisenden vor, und wenn der Leser etwa denkt, er sei vor Müdigkeit vom Pferde gesunken, so hat er's gerathen. Doch wir wollen die Mühseligkeiten einer solchen Reise in der Prairie von dem erzählen lassen, der sie selbst gemacht hat.

Der Tag war schon angebrochen, als ich erwachte. Mit den Träumen waren auch die trüben Gedanken verschwunden; ich fühlte starken Appetit, war aber doch noch frisch und munter. Nüchtern, wie ich war, beschloß ich, auch nüchtern die Richtung, die ich zu nehmen hätte, zu überlegen, legte vor Allem den Sattel, den Baum an, brachte den Lasso in Ordnung und bestieg

dann
ganzen
sonnen
gnädig
sen.

Je
Pecans
aber d
Eigent
wöhnli
man e
denen
hier Le
zu Pec
verschl
Mehre
groß f
herrlic
so reiz
umscha
lassene
fürlich
Künstl
mit ich
ich nä
Pulver
merhin
eine g
ordent
schien
mit m
S
Morge
am w
melber
in mi
Frebsa
Empfi

*)

dann meinen Mustang.*) Ein neckender Geist hatte gestern den ganzen Tag seine Poffen mit mir getrieben, mich meine Unbesonnenheit hüßen lassen; dafür, hoffte ich, würde er mir heute gnädiger mitspielen, den Scherz nicht zu sehr Ernst werden lassen. Ich hoffte so, und in dieser Hoffnung begann ich meinen Ritt.

Ich kam an mehreren wunderschönen Inseln, den herrlichsten Pecans-, Pflaumen-, Pfirsichbäumen-Inseln vorbei. Es haben aber diese Inseln, so wie überhaupt die Wälder in Texas, das Eigenthümliche, daß ihre Baumarten nicht gemischt, sondern gewöhnlich ganz rein in ihren Baumschlägen sind. Selten trifft man eine Insel mit zweierlei Baumschlägen. Wie die verschiedenen Thiere des Waldes sich zu einander halten, so halten sich hier Lebenszeichen zu Lebenszeichen, Pflaumen zu Pflaumen, Pecans zu Pecans — nur die Rebe ist allen gemeinsam. Sie verwebt, verschlingt sie alle mit ihren zarten und doch kräftigen Bänden. Mehrere dieser herrlichen Inseln betrat ich. Da sie nie sehr groß sind, und weder Gesträuch, noch Gestrüpp, stets aber das herrlichste Grün zum Fußteppich haben, so erscheinen sie so frisch, so rein, daß ich bei solchem Eintritte auch immer verwundert umschaute. Es schien mir unmöglich, daß die sich selbst überlassene Natur so unglaublich rein sich erhalten sollte — unwillkürlich schaute ich mich um nach der Hand des Menschen, des Künstlers, sah aber nichts, als Rudel von Hirschen, die mich mit ihren treuen Augen unschuldig-naiv anschauten und erst, wenn ich näher kam, ausbrachen. Was hätte ich jetzt für ein Loth Pulver, eine Unze Blei und eine Kentucky-Misse gegeben! Immerhin heiterte mich der Anblick der Thiere auf, gab mir wieder eine gewisse Springkraft, eine Körper- und Geistesfrische, die mich ordentlich trieb, den Thieren nachzujagen. Auch mein Mustang schien etwas Aehnliches zu verspüren, er tanzte dann immer mehr mit mir, als er ging, frisch und munter in den Morgen hinein.

So ritt ich denn getrost weiter, Stunde auf Stunde. Der Morgen verging, Mittag kam heran, die Sonne stand hoch oben am wolkenlosen Himmel; der Appetit begann sich nun stärker zu melden, bald zum wahren Heißhunger zu werden, der schneidend in mir nagte. Ein gewisses Zehren in den Eingeweiden, ein freßsartiges Nagen, das allmählig eine schmerzlich peinigende Empfindung aufregte. Ich spürte die Fühlhörner, die Zangen,

*) Die Mustangs sind kleine, in Heerden von Tausenden wild durch die Prairien von Texas schweifende Pferde.

wie sie in meinen Eingeweiden herumwühlten, die zartesten Theile meines Lebensprinzips angriffen. Auch meine Kräfte, am Morgen beim Erwachen so frisch, lebendig, fühlte ich zusehends abnehmen, eine gewisse Geschmacklosigkeit, Ermattung über mich kommen.

Magte jedoch der Hunger peinigend, so quälte mich der Durst folternd. Dieser Durst war wirklich eine folternde, eine höllische Empfindung, doch hielt er, so wie der Hunger, nicht lange an; auch die Mattigkeit verging wieder, und es kam jedesmal nach einem solchen Anfälle eine Pause, während welcher ich mich leichtlich fühlte. Die dreißig oder mehr Stunden, die ich nichts zu mir genommen, hatten meine von Natur starken Nerven mehr an- als abgespannt: — aber doch begann mir klar zu werden, daß dieses wiederholte Anspannen nicht lange mehr währen könne, ohne mich auch abzuspinnen, denn bereits meldeten sich die Vorböten. Die Zuversicht und die Besonnenheit, die mich im Ganzen genommen doch noch immer aufrecht erhalten, begannen zu schwinden, eine gewisse Verzagttheit, Geistesabwesenheit sich dafür einzustellen, in der mich so entsetzlich unbestimmte Traumbilder umschwirrten, daß mir die Sinne wirr wurden, und ich wie ein Verurtheilter von meinem Mustang herabhing. Solche Vorböten, halbe Ohnmachten, währten bis jetzt zwar nicht lange, immer kam ich wieder zu mir, gab dann dem Thiere die Sporen, und eilte wieder rascher vorwärts. Aber die qualvolle Empfindung, das entsetzliche Bewußtsein der Verlassenheit, die mich bei einem solchen Erwachen jedesmal durchdrang! Wie ich dann so hastig, gierig, halb wahnsinnig herumstierte — schaute, mir heinabe die Augen ausschaute, und doch nichts erschaute, als den ewigen und ewigen Ocean von Gräsern und Inseln.

Ich war oft der Verzweiflung nahe, meine Angst so entsetzlich, daß ich wie ein Kind weinte, ja betete. Ja, zu beten begann ich jetzt, und seltsam, wie ich das Gebet des Herrn anfang, war es mir, als ob eine Stimme mir zuriefe, vorwürfe, warum ich mich nicht früher an ihn gewendet, der allein hier helfen könne? Ich betete nun so hastig, flehte so inbrünstig, in meinem Leben habe ich nicht so heiß gefleht. Auch kam, wie ich jetzt nach diesem Gebete meine Augen zu ihm erhob, der in dieser seiner herrlichen Welt so sichtbar thronte, eine Zuversicht über mich, eine unbeschreiblich fromme, kindliche Zuversicht. Es war mir, als müßte ich erhört werden. Ich fühlte so gewiß, daß ich ganz getrost auf- und herumschaute, überzeugt, zu finden,

was ic
maußf
Rähe,
Entbed
den Gi
zu müß
Meine

De
es ver
nehmen
alle H
er die
Pferde
der Gr
nen S
wegt l

Id
hatte
wie ei
niederf
ben. —
fördert

W
sein,
Sonne
sie jeh
ten ge
Fasten
heit, u
so redi
festzuh
gekom
wurde
gehalte
Bewg
zu kon
erfuhr
an die
auch d
führt.
Compe

was ich suchte. Und wie ich so schaue, denken Sie sich mein unaussprechliches Erstaunen, Entzücken! erschauete ich ganz in der Nähe, keine zehn Schritte, Pferd- und Reiter Spuren. Bei dieser Entdeckung entfuhr mir ein Freudenschrei, der mir geradezu in den Himmel als Jubeldank für mein erhörtes Gebet dringen zu müssen schien. Es durchfuhr mich wie ein elektrischer Funke. Meine ganze Kraft und Zuversicht waren auf einmal wiedergekehrt.

Der Reisende verfolgte nun eifrig diese gefundene Spur, allein es verging Stunde auf Stunde und die Prairie wollte kein Ende nehmen. Die Sonne sank, und der Arme fand keinen Ausweg; alle Hoffnung war wieder verschwunden. Am nächsten Tage fand er die Reiter Spur wieder; allein es waren die Spuren zweier Pferde. Erst als der Reisende ein Papier aufhebt, welches auf der Erde liegt, gewahrt er, daß er bisher immer seiner eigenen Spur nachgeritten ist, sich also in einem großen Kreise bewegt hat.

Ich stand wie vernichtet, keines Gedankens mehr fähig. So hatte mich die gräßliche Entdeckung niedergeschmettert, daß ich wie ein Klotz in dumpfer Verzweiflung neben meinem Aufrang niedersank, nichts wünschend, als so schnell wie möglich zu sterben. — Ein Schlag vor den Kopf, der mich aus der Welt gefördert, wäre mir jetzt als die größte Wohlthat erschienen.

Wie lange ich lag, weiß ich nicht. Lange mußte es gewesen sein, denn als ich mich endlich doch wieder aufrastete, war die Sonne tief am westlichen Himmel herabgesunken. Ich verwünschte sie jetzt sammt der Prairie und war so wild! Wäre ich bei Kräften gewesen, ich hätte sehr wild gethan, aber ein dreitägiges Fasten in einer Prairie zähmt jede, auch die übermäßigste Wildheit, versichere Sie. Ich war nicht nur körperlich, auch geistig so reducirt, daß ich weder Flüche, noch einen anderen Gedanken festzuhalten vermochte, mir absolut nicht erklären konnte, wie es gekommen, daß ich meiner eigenen Spur nachgeritten. Später wurde mir dieses freilich klar. Was ich für fremde Reiter Spuren gehalten, waren meine eigenen gewesen. Ohne Landmarke, ohne Wegweiser war ich in Cirkel herum, und während ich vorwärts zu kommen glaubte, rückwärts geritten. Ich war, wie ich später erfuhr, in der Jacinto-Prairie, einer der schönsten von Texas, an die siebenzig Meilen lang und breit, ein wahres Eden, die auch das mit dem Paradiese gemein hat, daß sie so leicht verführt. Selbst erfahrene Jäger wagten sich nicht leicht ohne Compaß in diese, von Menschen kaum noch betretene Wiesen-

und Inselwelt. Wie hätte ich mich also zurechtfinden sollen, ein so eben vom Collegium gekommener, zweiundzwanzigjähriger, unerfahrener Frischling! Meine Lage war in der That gräßlich. So ganz hatte mir die furchtbare Entdeckung die Kraft geraubt, daß ich mich nur mit vieler Anstrengung auf dem Rücken meines Thieres hielt, mich ihm absolut willens, ja kraftlos überließ. Was jetzt noch kam, war mir gleichgültig. Den Baum um die Hand gewunden, klammerte ich mich so stark, als ich es vermochte, an Sattel und Mähne, das Thier in Frieden gehen lassend. Hätte ich es doch früher gethan! Wahrscheinlich wäre ich dann nicht in diese äußerste Noth gerathen, der Instinkt würde das Thier zweifelsohne einer Pflanzung zugeführt haben. Das ist jedoch das Eigenthümliche unserer Unbesonnenheiten, daß die erste immer einen ganzen Train anderer nach sich zieht, so unaufhaltsam nach sich zieht, daß man gar nicht mehr zu einer ruhigen, leidenschaftslosen Anschauung kommen kann. — Die erste Unbesonnenheit begangen, war ich kopflos wie ein wahrer Thor herumgeritten, und doch! käme heute ein Anderer in meine Lage, Hundert wollte ich gegen Eins wetten, er zöge sich nicht besser aus der Patsche.

Nur so viel weiß ich mich von diesen entseßlichen Stunden her noch zu erinnern, daß mein Mustang einige Male in der Luft herumschnopperte, dann aber eine entgegengesetzte Richtung, und zwar so rasch einschlug, daß ich nur mit größter Mühe mich in dem Sattel zu behaupten vermochte; denn jetzt schmerzten alle meine Glieder so furchtbar, daß jeder Tritt des Thieres mir zur wahren Folter wurde, ich oft in Versuchung kam, Knopf und Mähnen fahren und mich herabsinken zu lassen. Wie lange ich so herumgeschleppt ward, weiß ich nicht, noch wie ich bei einbrechender Nacht von dem Rücken des Thieres kam. Wahrscheinlich verdanke ich es dem Lasso, daß es so geduldig mit mir umsprang. — Wie ich die Nacht zugebracht, das mag der Himmel wissen. Ich war keines Gedankens mehr fähig, ja, wenn ich einen zu fassen versuchte, zuckte es mir so schmerzlich durch das Gehirn, als ob eine Zange darin herumwühlte. Alles that mir weh, die Glieder, die Organe, mein ganzer Körper. Ich war wie auf dem Kade zerbrochen. Meine Hände waren abgemagert, meine Wangen eingefallen, meine Augen lagen tief in den Höhlen; — wenn ich mir so im Gesichte herumfühlte, entfuhr mir immer ein idiotisches, halb wahnsinniges Lachen; — ich war in der That dem Wahnsinn nahe. — Des Morgens,

als ich erhalten Angst u gesunde leicht ka sicher ni fünften Rücken wahrsche mir, de wüßte ic kam ich, kende, ke Alles so ich mich lichsten nicht gr peln, E der die und Sil lockendst aber ich sen löste meine G mir jetzt Erschütt ten mir Skorpio die Lung zu fühle — frem Blo plötzlich Schläge etwas v das mi vielleicht nun bei vor, al sauste n auch hie

als ich aufstand, vermochte ich kaum mich auf den Füßen zu erhalten, so hatte mich der viertägige Ritt, die Anstrengung, Angst und Verzweiflung heruntergebracht. Man behauptet, der gesunde Mann könne neun Tage ohne Nahrung aushalten; vielleicht kann er es in einer Stube oder einem Gefängnisse, aber sicher nicht in einer Texas-Prairie. Ich bin überzeugt, den fünften Tag hätte ich nicht überstanden. Wie ich auf den Rücken meines Mustang kam, ist mir noch heute ein Räthsel wahrscheinlich hatte er ermüdet sich gelagert und war so mit mir, der ich mich in den Sattel einsetzte, aufgestanden. Sonst wüßte ich wahrhaftig nicht, wie ich hinaufgekommen; aber hinauf kam ich, Dank dem Lasso, den ich instinktmäßig, wie der Ertrinkende, keinen Augenblick aus der Hand gelassen. Jetzt verschwamm Alles so chaotisch vor meinen Augen, daß es Momente gab, wo ich mich nicht mehr auf dieser Erde wähnte. Ich sah die herrlichsten Städte, wie sie die Phantasie des genialsten Malers nicht grandioser hervorzuzaubern vermag, mit Thürmen, Kuppeln, Säulenhallen, die bis zu den Sternen hinaufreichten; wieder die schönsten Seen, statt mit Wasser, mit flüssigem Golde und Silber gefüllt; Gärten, in den Lüften schwebend, mit den lockendsten Blumen und Bäumen, mit den herrlichsten Früchten; aber ich vermochte es nicht mehr, auch nur die Hand nach diesen lüsternten Früchten auszustrecken, so schwer waren mir alle meine Glieder geworden. Jeder Schritt des Thieres verursachte mir jetzt die gräßlichsten Schmerzen, die geringste Bewegung, Erschütterung, wurde zur wahren Qual; die Eingeweide brannten mir wie glühende Kohlen, es riß darin herum, als wenn Skorpione da wühlten; Gaumen und Zunge waren vertrocknet, die Lungenflügel wie verschrumpft, während die Hände, die Füße zu fühlen waren, als ob sie nicht mehr Theile meines Körpers — fremdartige, mir angelegte Marterwerkzeuge — wären.

Blos so viel weiß ich mich noch zu entsinnen, daß es mir plötzlich an den Kopf, um die Ohren schlug — ob wirkliche Schläge, ob Laute oder Töne, kann ich nicht sagen; — es war etwas wie Gestöhne, das ich zu hören glaubte, ein Röcheln, das mir dumpf in die Ohren drang, vielleicht mein eigenes, vielleicht auch fremdes. — Sinne und Bewußtsein hatten mich nun beinahe gänzlich verlassen. Nur sehr dunkel schwebt es mir vor, als wenn ich an Blätter und Zweige gestreift, denn es fauste mir in den Ohren wie Knacken, Brechen der Aeste; — auch hielt ich mit der letzten Kraft an etwas, — was es war,

ob Sattel, ob Mähne oder sonst etwas, weiß ich gleichfalls nicht; — dieser Halt entfuhr mir, — die Kraft verließ mich, — ich sank.

Ein Schlag, wie der Donner eines losgebrannten Bier- und zwanzigpfunders, ein Säusen, Brausen, wie das des Niagara-Cataraktes, — ein Wirbeln, als ob ich in den Mittelpunkt der Erde hinabgerissen würde, ein Heer der gräulichsten Phantome, die von allen Seiten auf mich einstürmten, mich umkreisten, umtobten! — Und dann eine Musik, wie aus höheren Sphären, glänzende Lichtgestalten, ein sich vor meinen Blicken öffnendes Elysium! —

Wieder ein schmerzlicher Stich, der mir siedend, glühend durch die Kehle, die Eingeweide brannte, mich wie in lichterlohen Flammen auflodernd fühlen ließ. Etwas, als ob der entwichene Lebensfunke wieder zurückkehrte, die Lungenflügel sich öffneten, als ob es heiß durch die Glieder und Adern quirle, mir in Kopf und Augen dränge. Sie öffneten sich.

Ich schaue auf, um mich.

Ich lag auf der Nasenbank eines schmalen, aber tiefen Flusses. —

Der kunstgerechte Knoten.

In frühern Zeiten wurden die eines Verbrechens angeklagten Leute auf die Folter gespannt, und unter den heftigsten Martern suchte man ihnen stets neue Geständnisse zu entlocken. Da hat denn mancher Unschuldige Dinge ausgesagt, die ihm gewiß stets fremd gewesen sind.

In Preußen hat Friedrich II. das große Verdienst, dieses Marterwerkzeug bei den Gerichten abgeschafft zu haben. Folgender Vorfall wurde mit die Veranlassung dazu, die Folter gänzlich abzuschaffen, in der Friedrich ein schlechtes Mittel erkannte, hinter die Wahrheit zu kommen.

Den sogenannten „Stelzenkrug“ am Alexanderplatz zu Berlin besaß eine kinderlose Wittwe, und in demselben wohnte, außer ihr, Niemand, als ein armer Kandidat, der sich davon nothdürftig ernährte, daß er vom Morgen bis Abend Kindern wohlhabender Bürger Unterricht in den Elementen der lateinischen Sprache, der Erdbeschreibung, Geschichte, in Schreiben und Rechnen erteilte.

Eine
ihrer
nisse, u
Bette.

fel, daß

Auf

anlachte

den Kan

er über

und Hal

Des

nicht auf

in seine

geführt,

er hierü

die Nach

fragen,

habe gef

von Ber

wieder i

zu Fuß

sich veri

Dies

war, an

gehörig

wurde i

längnete

trug kein

ihm die

selben fl

bekannte

Das

Stadt.

die den

seines fr

seiner E

solchen E

sich desl

wenden,

wahrliche

besholte

Eines Morgens kam die Wittve nicht, wie gewöhnlich, aus ihrer Schlafkammer zum Vorschein; dies erregte endlich Besorgnisse, und als man die Thür öffnete, fand man sie todt in ihrem Bette. Ein um ihren Hals befindlicher Strick ließ keinen Zweifel, daß sie erdroffelt sein mußte.

Auf die diesfällige Anzeige an die richterliche Behörde, veranlaßte diese sogleich, den einzigen Hausgenossen der Ermordeten, den Kandidaten vorfordern zu lassen, um ihn zu vernehmen, ob er über diesen Mord keine nähere Auskunft, zur Ausmittelung und Habhaftwerdung des Thäters, angeben könne.

Des Kandidaten Zimmer war ebenfalls verschlossen und er nicht aufzufinden. Nach Verlauf von einigen Stunden kehrte er in seine Wohnung zurück. Er wurde sogleich vor den Richter geführt, und über die Mordthat vernommen. Er versicherte, daß er hierüber nicht die mindeste Auskunft geben könne, indem er die Nacht über nicht in seinem Quartier gewesen sei. Auf Befragen, wo er die Nacht denn zugebracht? antwortete er: „Er habe gestern einen Freund, einen Landgeistlichen, einige Meilen von Berlin wohnhaft, besucht, solchen jedoch, um bei guter Zeit wieder in Berlin zu sein, am Abend verlassen, um den Rückweg zu Fuß zu machen. Bei der eingetretenen Dunkelheit habe er sich verirrt, und die Nacht auf dem Felde zubringen müssen.“

Diese Aussage, und da er schlechterdings nicht im Stande war, an welchem Orte er die Nacht außer dem Hause zugebracht, gehörig zu beweisen, machten ihn des Mordes verdächtig, und er wurde deshalb sofort verhaftet und der That beschuldigt. Er läugnete solche standhaft, indessen achtete man darauf nicht und trug kein Bedenken, um ihn zum Geständnisse zu bringen, an ihm die Tortur vollziehen zu lassen. Bei dem ersten Grad derselben flehte er, den Schmerzen erliegend, inne zu halten, und bekannte sich als Mörder der Wittve.

Das Gerücht davon verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt. Am meisten aber erschrafen und erstaunten diejenigen, die den Kandidaten als Hauslehrer kannten, und ihn, wegen seines frommen, stillen Wesens und der liebevollen Behandlung seiner Schüler, sehr liebgewonnen hatten. Sie hielten ihn eines solchen Frevels ganz unfähig, und beschloßen, in einer Deputation sich deshalb an den damaligen Großkanzler von Cocceji zu wenden, um ihn darauf aufmerksam zu machen, wie es höchst wahrscheinlich sei, daß dem Kandidaten, bei einem so lange unbescholtene Lebenswandel, nur durch die Schmerzen der Folter

ein Geständniß erpreßt worden, das keinesweges auf Wahrheit beruhen könne. Cocceji hörte die Abgeordneten ruhig an, und entließ solche mit dem Versprechen, daß er ihre Winke benutzen und eine neue Untersuchung anordnen werde. Er ließ es auch nicht bei dem Versprechen bewenden, sondern forderte sogleich die über diesen Mord und über den Kandidaten verhandelten Untersuchungsakten ein.

Bei genauer Durchsicht fand er, daß man noch nicht gehörig untersucht, ob nicht etwa die Wittve sich selbst erdroffelt habe, und er verfügte zu diesem Ende eine Besichtigung der Leiche, die man — nach dem damals herrschenden Vorurtheile — nicht zu berühren gewagt hatte. Zu dieser Besichtigung wurde der Scharfrichter von Berlin zugezogen, um über die Erdrofflung sein Gutachten abzugeben. Er erklärte, die Ermordete sei durch einen kunstgerechten Knoten erwürgt worden. Cocceji fiel dieses Beiwort auf. Er ließ den Scharfrichter zu sich bescheiden, und fragte ihn, was er unter dem Worte kunstgerecht verstünde?

— „Es ist eine eigene Art, in einen Strick einen Knoten zu schürzen, wenn ein Dieb von uns gehängt werden soll, wodurch dessen gewaltfamer Tod beschleunigt und erleichtert wird.“

— „Ist denn das so etwas Künstliches?“ fragte Cocceji.

— „Dies wohl nicht;“ versetzte der Scharfrichter, „aber es ist doch ein besonderer Kunstgriff, der nur denjenigen bekannt sein kann, welche zum Metier (Handwerk) gehören.“

Diesen Umstand beachtend, ließ nun der Großkanzler Erkundigungen einziehen, ob etwa fremde Scharfrichter oder ihre Gesellen in dieser Zeit in Berlin gewesen wären. Es wurde auch bald ermittelt, daß zwei Scharfrichterknechte aus Spandau an dem Abend, wo in der darauf folgenden Nacht der Mord geschehen war, nach Berlin gekommen. Es waren die leiblichen Brüder der Ermordeten. Sie wurden sofort verhaftet und dadurch so überrascht, daß sie sogleich die böse That gestanden. Sie hatten die Schwester erdroffelt, um, als die nächsten Erben ihres Vermögens, desto früher in dessen Besitz zu gelangen. Die Verbrecher wurden zum Tode verurtheilt und der Kandidat sofort in Freiheit gesetzt, der bei allen Gutgesinnten die freundlichste Theilnahme fand. Cocceji berichtete diesen Fall sogleich an Friedrich II., der nicht ermangelte, sogleich durch eine Kabinettsordre (1754 den 4. August) die Anwendung der Folter zu untersagen.

Sch
von einfa
seiner Zan
verschiede
hundert z
zuletzt in
tembergisc
antreffen.

Unser
des seine
ein. Nach

Rein gehalten dein Gewand.

Rein gehalten dein Gewand,
Rein gehalten Mund und Hand.

Rein das Kleid von Erdenpuß,
Rein von Erdenschmutz die Hand.

Rein von Erdentruß des Herz,
Und von Bier der Lippe Rand.

Außen sei die Schwelle rein,
Innen rein des Hauses Wand;

Daß einsprechen könn' im Haus
Keiner Geist aus Himmelsland.

Keiner Schmaus und reiner Kelch,
Rein von Rauch des Heerdes Brand.

Sohn! die äuß're Reinigkeit
Ist der innern Unterpfand.

Rein gehalten Hand und Mund!
Rein gehalten dein Gewand!

Friedrich von Schiller.

Schiller, einer der größten unserer deutschen Dichter, stammt von einfachen Bürgerleuten ab. Wenn wir den Stammbaum seiner Familie verfolgen, so finden wir in den Geschlechtsregistern verschiedener schwäbischer Dörfer den Namen Schiller von Jahrhundert zu Jahrhundert unbesleckt, aber auch unberühmt, bis wir zuletzt in dem Kirchenbuche des Städtchens Marbach im Württembergischen den Namen Johann Christoph Friedrich Schiller antreffen.

Unseres Dichters Vater war eigentlich Wundarzt; da ihn indeß seine Kunst nur kümmerlich nährte, so trat er beim Heere ein. Nach beendigtem siebenjährigem Kriege übertrug ihm der

Herzog Karl von Württemberg neben dem Hauptmannstitel die Leitung einer landwirthschaftlichen Anstalt auf dem herzoglichen Walbschlosse bei Stuttgart, wo er sich bis in sein spätes Alter mit Gartenbau und Baumzucht beschäftigte. Schiller's Mutter war eine geborne Rodweiß; ihr Vater, Groß- und Urgroßvater waren ehrsame Bäcker gewesen.

Am 10. November 1759 wurde der Dichter in dem armeneligen Hause seines mütterlichen Großvaters geboren. Sein Vater stand damals noch im Heere. Die vier ersten Lebensjahre brachte der kleine Fritz in jenem Hause unter der ausschließlichen Pflege der Mutter zu, und diese leitete die Erziehung des zarten, von allerhand Kinderkrankheiten schwer heimgejuchten Kindes mit der größten Liebe und Sorgfalt. Als nach dem Frieden 1763 auch der Vater zu seiner Familie zurückgekehrt war, theilten beide Gatten die Sorge um das leibliche und geistige Gedeihen ihres Kindes.

Der junge Fritz war schon früh auf Alles aufmerksam und eilte gern von seinen Spielen herbei, wenn der Vater im Familienkreise vorlas. Den größten Einfluß auf Geist und Gemüth übte jedoch die nicht ungebildete, gemüthreiche Mutter. Sie unterhielt die Kinder mit Zaubermährchen, Feengeschichten, erklärte ihnen später das sonntägliche Evangelium, machte sie auf die Wunder der Schöpfung und auf die Allmacht, Weisheit und Liebe des Schöpfers aufmerksam, und führte sie ein in die dichterischen Erzeugnisse Klopstock's, lehrte sie Luther's und Paul Gerhard's herrliche geistliche Lieder kennen und sich an Gellert's frommen Gesängen erbauen. Auch die romantischen Umgebungen wirkten unverkennbar auf die Phantasie des jungen Knaben. Im sechsten Jahre zog Fritz mit seinen Eltern von Marbach nach dem Dorfe Lorch, welches am Fuße eines walbigen Hügels in einem dunkeln Wiesengrunde gelegen war. Ganz in der Nähe desselben erhob sich auf einer Anhöhe, von hohen Mauern umgeben, das Kloster Lorch und ihm gegenüber der Hohenstaufe mit einem Gefolge von Bergen und den zahlreichen Gräbern jenes erlauchten Geschlechts. Schule und Kirche besuchte der kleine Schiller nun gern, nicht selten sah man ihn auch, eine Schürze statt des Kirchenrocks umgebunden, von einem Stuhle herab seiner Mutter und seinen Schwestern nicht ungeschickt zusammengestellte Bibelsprüche sehr ernsthaft vorpredigen. Die Natur war sein Lieblingsaufenthalt; singend wandelte er oft einsam in der schönen Gegend dahin; oft erfreute ihn die herrliche Farbenmischung des

Abendge
Brachte
vergold
dankbar
denen je
und Be
Erzählun
len Wa
den Ein
schon in
schenlieb
ein schn
leiden z
und eine
burtstag
ungern
den Sch
schenkt,
Hause a

Wer
laubte,
des Cor
die Bes
nahm er
ihren J
Wissens
hörte, r
Hier bin
ganz ken
kühnen l
fehlte d
Blitze, v
die Luft.
suchten f
einer de
die Mut
„Nun, i
mel kam
Als
Lorch un
Aug. 21

Abendgewölks so sehr, daß er die Maler laut aufrief, solche Prachtwerke zu malen, und wenn die Sonne des Abends den vergoldeten Horizont verließ, dann rief der begeisterte Knabe ihr dankbar seine Scheidegrüße nach. Die Gesichtsdenkmalen, an denen jene Gegend reich ist, betrachtete er mit stiller Ehrfurcht und Bewunderung, und aufmerksam lauschte er den belehrenden Erzählungen, welche der Vater, in dessen Begleitung er bisweilen Wanderungen unternahm, daran knüpfte. Mit einem solchen den Eindrücken der Natur offenen Gemüthe verband der Knabe schon in früher Jugend ein Herz voll Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Einst sah er im Walde ein in Lumpen gefülltes Kind ein schweres Reisigbündel tragen. Sogleich lief er voll Mitleiden zu ihm hin und gab ihm, was er hatte: einige Kreuzer und eine alte silberne Schaumünze, die er vom Vater zum Geburtstag geschenkt bekommen hatte, und von der er sich sonst nur ungern getrennt hätte. Ein andermal kam er ohne Schnallen an den Schuhen nach Hause; er hatte sie einem armen Jungen geschenkt, da er, wie er meinte, an einem Paare, welches noch zu Hause an seinen Sonntagsschuhen sitze, genug habe.

Wenn schlechtes Wetter ihm das Umherschweifen nicht erlaubte, griff er zu den Reisen des Columbus, den Eroberungen des Cortez u. s. w., oder er las die Thaten Alexanders und die Beschreibungen fremder Länder. Solche und ähnliche Bücher nahm er auch wohl auf seinen Spaziergängen mit und verschlang ihren Inhalt, unter grünen Bäumen sitzend, mit Heißhunger und Wissensdurst. Darnach und auch wenn er Reisende erzählen hörte, rief er oft begeistert aus: „Vater, ich muß in die Welt! Hier bin ich nur auf einem Punkte derselben, aber ich muß sie ganz kennen lernen!“ Seine Wißbegierde trieb ihn auch oft zu kühnen Unternehmungen. Einst, als man Abends essen wollte, fehlte der Knabe; ein schweres Gewitter stand am Himmel, und Blitze, von heftigen Donnerschlägen begleitet, durchkreuzten bereits die Luft. Die Eltern geriethen in große Angst; doch überall suchten sie ihn vergebens. Endlich bemerkte man ihn im Wipfel einer der höchsten Linden, die unweit des Hauses standen. Als die Mutter mit ihm schalt, rief der muthige siebenjährige Knabe: „Nun, ich mußte doch wissen, woher das viele Feuer am Himmel kam.“

Als neunjähriger Knabe verließ Schiller mit seinen Eltern Lorch und wurde nun auf die lateinische Schule in Ludwigsburg,

dem neuen Wohnsitze der Eltern, geschieht, wo er bald einer der besten Schüler ward.

Ursprünglich hatten die Eltern den Sohn zum geistlichen Stande bestimmt, und zu dem Ende sollte er eine der Klosterschulen des Landes beziehen, aber im Rathe der Vorsehung war es anders beschlossen. Der Herzog Karl von Württemberg, welchem der junge Schiller als einer der vorzüglichsten Schüler in Ludwigsburg bezeichnet war, berief ihn auf die Karlsakademie, die späterhin nach Stuttgart verlegt wurde, wo er sich Anfangs der Rechtswissenschaft, später der Arzneikunde widmete. Wie alle Schüler der Anstalt, in welcher ein steifer, militairischer Geist herrschte, wurde auch er streng überwacht; die Zöglinge durften nur das treiben, was vorgeschrieben war. Daher konnte sich Schiller auch nur mit dem Lesen von Schriften und solchen Sachen beschäftigen, die nur gerade im Lectiionsplane standen; nicht selten mußte daher das Puder- und Waschzimmer, oder eine abgelegene Allee im Garten, oder sonst ein selten besuchter Ort das Lokal bieten, wo Schiller einzelnen Freunden seine Gedichte mittheilte, während ein Anderer von ferne Wache hielt. Sonst ließ er sich gegen die strengen Gesetze der Anstalt, deren Unzweckmäßigkeit er zum Theil wohl einsah, keine Vergehungen zu Schulden kommen, so viel Selbstüberwindung ihm das auch oft kosten mochte. Bei der Wahl seiner Freunde, deren er viele hatte, sah er mehr auf die Güte des Herzens, als auf ausgezeichnete Geistesalente. Wen er für gemein, unzuverlässig, böseartig hielt, den mied er; beschränkte Köpfe, wenn sie Güte des Herzens verriethen, nahm er gegen die Neckereien der Kameraden in Schutz.

Zweiundzwanzig Jahr alt, verließ Schiller nach sehr gutem Examen die Karlsakademie, wo alle Mitzöglinge sich nach und nach vor seinem hervorragenden Geiste beugen und ihn selbst seiner Gemüthlichkeit und Bescheidenheit wegen lieben gelernt hatten, und wurde als Regimentsarzt in Stuttgart angestellt. Jetzt dichtete er viel, aber nicht immer mit Glück; und da er sein Amt darüber zu vernachlässigen schien, so wurde ihm bald verboten, andere als medizinische Arbeiten drucken zu lassen. Die Lage des Dichters wurden darauf in jeder Hinsicht drückender; seine Einnahmen waren gering, und der Druck poetischer Erzeugnisse hatte ihm bereits bedeutende Kosten verursacht. Unter solchen Verhältnissen konnte er es in Stuttgart um so weniger ertragen, als ihm in Mannheim Freiheit, Glück und Ruhm zu winken schien; er

verließ d
würdiger
statt des
Mit eine
Zeit unl
heim sic
Dramen
dienen, d
Streicher
zehrt, u
war, sah
auf dem
kennen ge
stätte zu
welcher
kehrte er
Anstellun
die Bühr
er indes
Talent u
dem er
hatte. C
ihn zogen
Personen,
schenke er
trieb ihn
vorzubere
nur neben
indes nac
Amalie, d
liche Ori
Schöne v
versammel
auch woh
1788 wu
Geschichte
gewesen u
Stellung
sucht. J
Pensfeld,
rathstitel

verließ daher heimlich die Stadt, welche sein Dichtertalent nicht zu würdigen verstand, und begab sich nach Mannheim, wo indeß statt des geträumten Glücks Noth und Elend seiner warteten. Mit einem treuen Freunde reiste er unter fremdem Namen einige Zeit umher, bis er endlich in einem kleinen Orte unweit Mannheim sich unerkannt der Dichtkunst hingab. Er arbeitete an Dramen für die Mannheimer Bühne, ohne indeß so viel zu verdienen, daß er davon leben konnte. Das Geld seines Freundes Streicher, der ihn nicht verließ, war inzwischen ebenfalls aufgezehrt, und der Dichter, der ohnedies bange vor Entdeckungen war, sah sich genöthigt, in dem Dorfe Bauerbach bei Weiningen, auf dem Gute der Frau von Wolzogen, die ihn in Stuttgart kennen gelernt und ihm Schutz versprochen hatte, eine Zufluchtsstätte zu suchen. Hier verlebte er sieben glückliche Monate, in welcher Zeit er fleißig an verschiedenen Dramen arbeitete, dann kehrte er nach Mannheim zurück, bekam hier auf ein Jahr eine Anstellung und machte sich dafür anheischig, mehrere Stücke für die Bühne zu schreiben. Bei seinem geringen Einkommen mußte er indeß immer noch mit mancherlei Entbehrungen kämpfen; sein Talent wurde nicht belohnt, und so verließ er Mannheim, nachdem er noch zuvor von Weimar aus den Rathstitel erhalten hatte. Er wandte sich nach Leipzig, wohin unbekante Freunde ihn zogen, Freunde, von denen er einst, als von ganz fremden Personen, Briefe voll Wärme für seine Schriften und kleine Geschenke erhalten hatte. Zu dieser Veränderung seines Wohnorts trieb ihn zugleich die Absicht, sich wieder auf die Arzneikunde vorzubereiten, und nachher als wirklicher Arzt, der Dichtkunst nur nebenbei, zu leben. Nach kurzem Aufenthalte begab er sich indeß nach Dresden und 1787 nach Weimar, wo die Herzogin Amalie, die mit einer feinen, anmuthigen Gestalt eine ungewöhnliche Gründlichkeit der Bildung, Geschmack und Sinn für das Schöne verband, einen Kreis ausgezeichneter Männer um sich versammelt hatte, Wieland, Herder, Göthe und Andere, die auch wohlthätig auf unsern Schiller wirken sollten. Im Jahre 1788 wurde Schiller Doctor der Philosophie und Professor der Geschichte zu Jena, zu welcher Stelle ihm besonders Göthe behülflich gewesen war. Allgemein geachtet, gefiel er sich in seiner neuen Stellung sehr gut, und seine Vorlesungen wurden zahlreich besucht. Im Jahre 1790 verheirathete er sich mit Charlotte von Bengelsdorf, nachdem er kurz zuvor von Weiningen noch den Hofrathstitel erhalten hatte. Aber sein äußeres Glück sollte nicht

ungetrübt bleiben; er fiel in eine schwere Krankheit, von der er zwar wieder genas, die ihm aber eine Kränklichkeit zurückließ und seinen körperlichen Zustand für seine ganze Lebenszeit zerrüttete. Im Jahre 1799 siedelte Schiller wegen der seiner Lunge schädlich rauhen Gebirgsluft Jena's wieder nach Weimar über, wo sein Leben in forwährender Nähe seines Freundes Göthe, heiter und mannichfach bewegt war, die sich oft wiederholenden Krankheitsfälle abgerechnet, und sich bis zu seinem 1805 erfolgten Tode der Liebe und Achtung aller Guten, sowie auch des nähern Umgangs der herzoglichen Familie, die ihm im Jahre 1802 vom Kaiser auch den Reichsadel ausgewirkt hatte, erfreute.

Suchen wir nun unsern Dichter, dessen Lebensschicksale wir flüchtig verfolgt haben, äußerlich und innerlich näher kennen zu lernen. Er war groß mit etwas militairischer Haltung, die ihm aus der Akademie geblieben war und seinem Wesen etwas Edles gab, dem selbst die Schüchternheit schön stand. Der wohl gerundete Kopf ruhte sinnend auf einem schlanken, etwas starken Halse; die hohe weite Stirn ließ sogleich das Genie erkennen. Die Farbe seiner Augen schwankte zwischen Blau und Braun, der Blick unter der hervorstehenden Stirn und den blonden, ziemlich starken Augenbraunen war im Gespräche belebt; sonst schien er mehr in's Innere gefehrt, als auf äußere Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf Andre fiel, tief in's Herz. Seine Nase war gebogen und ziemlich groß, sein langes Haar etwas in's Rötliche fallend; das Kinn trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner augenblicklichen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen lag etwas Kindliches.

In den Anforderungen an das Leben war Schiller im höchsten Grade genügsam. Eine Wohnung nicht zu ebner Erde und nicht unter dem Dach, ein Schlafzimmer, das zugleich Arbeitszimmer sein kann, und ein Besuchzimmer dazu, beides wo möglich nicht mit der Aussicht auf einen Kirchhof; Komode, Schreibtisch, Bett, Sopha, ein Tisch und einige Sessel: weiter war zu seiner Bequemlichkeit nichts erforderlich. Seine Mittagsmahlzeit war äußerst mäßig; Abends begnügte er sich mit Butterbrod und Bier, und doch reichte seine Vaarschaft oft zu seinem Unterhalte nicht hin.

Einst lud Schiller den nachmaligen General von Fink zum Abendessen bei seiner Familie in Jena ein. Dieser erschien; da

wurden
darüber
Mahlzeit
befangen,
vietten fe

Seine
Arbeit u
samen W
man ihn
bald mit
Gondel t
und sond
sich schäu
schmetter
ein Brav
er sich in
tigte er
ständig y
scherzte u
hatten u
geliebten

Wie
gegen sei
er an f
tröstlich
ferung zu
dem Zus
Wie schn
ganz au
ihnen,
theilen
nichts,
gut lenke
auf die
indef, w
Louise, f
dritte in
Hause ist
du, daß
dorthin.
meine lie

wurden zwei ungleiche, alte Tische zusammengestellt, ein Tischtuch darüber gebreitet, und Salat mit etwas Fleisch war die ganze Mahlzeit; dabei war Schiller sowohl als seine Frau höchst unbefangen, obgleich es an hinlänglichem Geschirr und an Servietten fehlte.

Seine liebste Zerstreuung und Erholung nach angestrengter Arbeit war ein Spaziergang in Gottes freier Natur; auf einsamen Wegen in den Laubgängen des Parks von Weimar konnte man ihn oft, die Schreibtafel in der Hand, bald stille stehn, bald mit ungleichen Schritten weiter gehen sehen. Auch auf einer Gondel den Strom hinab zu fahren machte ihm viel Vergnügen, und sonderbarer Weise besonders bei Gewittern, wenn der Strom sich schäumend erhob und die ganze Natur im Kampfe lag. Ein schmetternder Donnerschlag soll ihm bei solcher Gelegenheit einst ein Bravo! entlockt haben. Den harmlosen Familienfreunden gab er sich in den Stunden der Muße gern hin; am liebsten beschäftigte er sich dann mit seinen Kindern. Bei Tische saß er beständig zwischen zweien seiner Kinder; wo er konnte, liebte und scherzte er mit den Kleinen, die ihn dafür auch unendlich lieb hatten und gern an ihm hinankletterten, um sich einen Kuß vom geliebten Vater zu erobern.

Wie gegen seine Frau und Kinder, war er auch voll Liebe gegen seine alten Eltern und Geschwister erfüllt. Einst schrieb er an seinen der Genesung entgegen gehenden Vater: "So tröstlich es mir war, liebster Vater, von ihrer zunehmenden Besserung zu hören, so herzlich betrübten mich die Nachrichten von dem Zustande meiner guten Nanette (seiner jüngsten Schwester). Wie schmerzt es mich, so entfernt von ihnen zu leben, und so ganz außer Stande zu sein, Beschwerden und Leiden mit ihnen, mit der lieben Mama und den armen Schwestern zu theilen und so viel als möglich zu erleichtern. Hier kam ich nichts, als wünschen und bitten, daß der Himmel noch Alles gut lenken möge. Wie dauert mich unsere gute, liebe Mutter, auf die alles Leiden so zusammenstürzen muß." Nanette starb indeß, und neben dem Vater erkrankte auch die zweite Schwester Louise, so daß die Mutter allein stand. Da schrieb er an seine dritte in Meiningen verheirathete Schwester: "Der Jammer zu Hause ist unaussprechlich. Kannst du es möglich machen, glaubst du, daß deine Kräfte es aushalten, so mache doch ja die Reise dorthin. Was sie kostet, bezahle ich mit Freuden. Ueberlege, meine liebe Schwester, daß Eltern in solcher Lage den gerechtesten

Anspruch auf kindliche Hülfe haben. Gott, warum bin ich jetzt nicht gesund! Ich hätte mich durch nichts abhalten lassen, hinzueilen! Ich kann leider nichts für sie thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue."

Auch gegen seinen alten Jugendlehrer Zahn in Ludwigsburg zeigte er sich auf recht herzliche Weise dankbar. Als er einst bei seinen Eltern zum Besuch war, verschmähte der große, schon damals berühmte Dichter es nicht, für den alten Lehrer dann und wann eine Schulstunde zu seiner Erleichterung zu halten. Von seinem einfachen Leben, welches ohne Anspruch an alle Neuzerlichkeiten war, ließ er selbst dann nicht ab, als ihm der Reichsadel 1802 zuertheilt war. Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit durchzog sein ganzes Wesen und machte seinen Charakter zu einem der liebenswürdigsten. "Ich halte den Dichter Schiller sehr hoch," sagt Voß, "aber den Menschen viel höher, und die meisten Male, wenn ich bei ihm bin, denke ich nicht an den durch Talente, sondern durch Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Mann."

Diesem edlen Menschen verdanken wir eine Menge unserer besten Sprachschätze. Außer den vielen Baladen und andern Gedichten, die von ihm herrühren, erinnere ich nur an die Dramen Wallenstein, die Piccolominis, Wilhelm Tell, Maria Stuart, Don Carlos, die Jungfrau von Orleans, u. s. w. "Das Theater und die Kanzel," sagte er, "sind die einzigen Plätze für uns, wo die Gewalt der Rede waltet," und in diesem Sinne wollte er durch seine herrlichen Schauspiele die Menschen geistiger, stärker, liebevoller machen und sie von Selbstsucht befreien. Solch' erhabenen Zwecken hatte er sein Leben geweiht, und die Arbeit war seine Lust. "Ich habe freilich viel Arbeit," schrieb er an seinen Vater, "aber es fehlt mir dazu nicht an Muth, und der Himmel segnet sie."

Bei mancher trüben Erfahrung, die unser Dichter machte, fehlte es ihm doch auch nicht an Beweisen der Anerkennung und Hochachtung, die ihm gezollt wurden. Des Geschenkes von Leipzig aus ist schon Erwähnung geschehen, so auch des Adelsbriefes, der ihm zu Theil wurde, ihm, dem zu gleicher Zeit der Konvent der Nationalversammlung in Paris das Ehrenbürgerrecht in Frankreich erteilte. Diese Auszeichnung machte ihn so dreist, daß er von Deutschland aus eine Vertheidigung des unglücklichen französischen Königs Ludwigs XVI. übernehmen und dem Konvent übersenden wollte. Aber das Haupt des Monarchen war

bereits u
Absicht
Orleans
im Scha
der Vorl
Friedrich
Musik be
Alles her
sold' M
haufe au
drängter
Haupt er
Kinder in

Als
rückt vor
den verm
fogar sch
richt dav
Genesung
darüber,
stellung f
auf drei
sich um
Weimar,
von mehr
Stelle in
page anb
Beweise
Kaiserin
fina" vor
Schiller
eines fra
es heißt:
hundert v
was er u
muß Jed
Am 9
Mensch v
noch lang
des Altere
den; er

bereits unter dem Beile der Guillotine gefallen, noch ehe er seine Absicht ausgeführt hatte. Als in Leipzig „die Jungfrau von Orleans“ zum ersten Male gegeben wurde, war auch Schiller im Schauspielhause anwesend. Kaum fiel nach dem ersten Akte der Vorhang nieder, als sich ein tausendstimmiges: „Es lebe Friedrich Schiller!“ wie aus Einem Munde hören ließ und die Musik begleitend einfiel. Nach Beendigung des Stücks strömte Alles herbei, um den wunderbaren Mann zu sehen, dessen Geist solch' Meisterwerk geschaffen. Es bildete sich vom Schauspielhause aus bis zu seinem Quartiere eine lange Gasse dicht gedrängter Zuschauer, und von allen Seiten erscholl es: „Das Haupt entblößt!“ sobald er sich näherte. Die Väter hoben ihre Kinder in die Höhe, und sprachen: „Sehet ihn euch an! der ist's!“

Als einst während einer schweren Krankheit das falsche Gerücht von seinem Tode in's Ausland drang, beklagte alle Welt den vermeintlichen Verlust, und in Kopenhagen veranstaltete man sogar schon eine Todtenfeier zu seinem Gedächtnisse. Die Nachricht davon erfreute unsern Schiller und trug wesentlich zu seiner Genesung bei, zumal der Herzog von Augustenburg aus Freude darüber, daß der große Dichter noch lebe, ihm zur leichtern Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit ein Gehalt von 1000 Thln. auf drei Jahre zukommen ließ. Kaiser und Könige bewarben sich um den gefeierten Mann, er blieb aber in seinem lieben Weimar, obgleich der König von Preußen ihm ein Jahrgehalt von mehreren 1000 Thalern, eine bedeutende und einflussreiche Stelle in der Akademie und selbst den Gebrauch einer Hofequipe anbieten ließ. Der König von Schweden schickte ihm zum Beweise seiner Hochachtung einen kostbaren Brillantring, und die Kaiserin von Rußland gab sich alle Mühe, die „Braut von Messina“ von ihm zu erhalten. Wie richtig selbst das Ausland Schiller schon früh zu würdigen verstand, geht aus einer Stelle eines französischen Schriftstellers vom Jahre 1786 hervor, in der es heißt: „Er ist ein junger Schriftsteller, den einst sein Jahrhundert wegen der Kraft seines Genies bewundern wird; Alles, was er uns bietet, ist das Werk des Genies. Sein Schicksal muß Jeden interessiren, welcher denkt.“

Am 9. Mai 1805 schied dieser große Denker, Dichter und Mensch von dieser Erde, zu früh für die Menschheit, der er noch lange sein Talent hätte widmen können. Die Gebrechen des Alters und die Abnahme der Geisteskraft hat er nicht empfunden; er starb in der kräftigsten Mannesblüthe. Der Jammer

um ihn war groß, nicht bloß in Weimar, sondern in ganz Deutschland und drüber hinaus. Zwölf junge Männer aus den höhern Ständen trugen den Sarg mit der Leiche des selig Entschlafenen. Späterhin wurde derselbe in der fürstlichen Gruft beigesezt, wo jezt der Großherzog zwischen Schiller und Göthe ruht. Das deutsche Volk aber hat 1839 seinem Lieblingsdichter ein Denkmal zu Stuttgart gesezt, bei dessen Enthüllung nicht nur Vertreter aller deutschen Stämme, sondern aller gebildeten Völker gegenwärtig waren.

Der Hund.

„Wer hat, wenn ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir sich gesellt?
Wer hat mich geliebt, wenn ich mich gehärmt,
Wer, wenn ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wenn ich hungrig gemurrt,
Getrost gehungert und nicht gekurrt?“^{*)}
Du warst es, mein Hund, mein treues Thier,
Des Bettelmanns einziger Freund dahier.

Wer hat, wenn ich schlief auf freiem Feld,
Sich zu mir als treuer Wächter gesellt?
Wer hat bei der nahen Gefahr mich geweckt,
Den Räuber und Dieb zu Boden gestreckt?
Wer hat, als ich irrte im Alpenschnee,
Mich sicher geleitet zur wirthlichen Höh?
Du warst es, mein Hund, mein treuer Packan,
Des Wanderers bester Reisetumpen.

Wer hat mit lautem Commandowort
Die Heerde versammelt am rechten Ort?
Wer hat, wenn ich ruhete am schattigen Baum,
Die trohigen Hengste gehalten im Baum?
Wer hat den Kampf mit den Wölfen gewagt,
Sie blutig zurück in die Wildniß gejagt?
Du warst es, o tapf'rer Gefelle mein,
Wie könnt' auch ein Hirte wohl ohne dich sein!

^{*)} Vergl. das Gedicht von Chamisso: Der Bettler und sein Hund.

Un-
welche a
ihren Fü
wähnung
der deut
Christi
Er r
und mac
den er t
auf dem
in Wisse
in seinen
wo er fi
Kleis
immer n
wachsend
daß er
sage get
Verwand
angestell
dem W

Wer hat mir des Wildes Fährten erspürt,
 Mich stets die richtigen Wege geführt?
 Wer hat mir den schäumenden Eber gestellt,
 Den Fuchs mir, den Dachs aus der Höhle geprellt,
 Den flüchtigen Hirsch in dem Dickicht erreicht,
 Die Ente aus sumpfigem Rohre gescheucht?
 Du warst es, mein Treuer, das ist ja bekannt,
 Du bleibest des Jägers rechte Hand.

Welch' anderes Thier ist so vielerlei?
 In Konstantinopel die Polizei,
 Im kalten, Kamtschatka das ziehende Pferd,
 In Afrika Schlachtvieh, gar theuer und werth;
 Nachtwächter hier und Schauspieler dort,
 Ein Hundertfaches an jeglichem Ort?
 Du bist es mein treuer, mein wahrer Hund,
 Drum mach' ich mit Freuden dein Lob hier kund!

H. G.

Gwald von Kleist.

Unter den Männern in der neuern Geschichte unsers Volkes, welche als Helden mit wahrer Freudigkeit für ihr Vaterland und ihren Fürsten starben, verdient gewiß ein Mann ehrenvoller Erwähnung, der durch seine hinterlassenen Schriften wohl überall der deutschen Jugend nicht fremd geblieben ist, ich meine Gwald Christian von Kleist.

Er ward im Jahre 1715 zu Zepin in Pommern geboren, und machte bei sorgfältiger Erziehung und gründlichem Unterrichte, den er theils in der Jesuitenschule zu Cron in Großpolen, theils auf dem Gymnasium zu Danzig erhielt, frühe so gute Fortschritte in Wissenschaften und ältern und neuern Sprachen, daß er schon in seinem 17. Jahre die Universität zu Königsberg beziehen konnte, wo er sich dem Studium der Rechte widmete.

Kleist benutzte seine Zeit ganz ausgezeichnet; sein Fleiß weckte immer mehr Liebe zu den Wissenschaften, mit denen er sich bei wachsenden Fortschritten immer mehr und mehr befreundete, also, daß er sich ihnen ganz zu widmen entschlossen war. Diesem Vorsatze getreu, ging er nach beendigten Studien zu seinen nahen Verwandten in Dänemark, suchte im Civildienste dieses Staates angestellt zu werden, mußte sich aber, da ihm dieß nicht gelang, dem Militairdienste widmen.

Eigentlich hatte Kleist keine Neigung zum Soldatenstande; da aber seine Verhältnisse einmal forderten, daß er sich ihm hingäbe, so verwandte er auch nun, nach der Art aller Männer von gebohenem Character, allen Eifer und den beharrlichsten Fleiß darauf, sich tüchtig und allseitig für seinen neuen Stand auszubilden. Er gab seine bisherigen Lieblingsstudien auf, entsagte seiner Neigung zur Dichtkunst für einige Zeit, und lag mit großer Strenge gegen sich selbst dem Studium der Kriegswissenschaften ob, in welchem er es bei seinen glücklichen Anlagern bald weit brachte.

Daß er, da er nun doch Soldat war, keinem Lande lieber dienen wollte, als seinem Vaterlande, das ist erklärlich. So verließ er also den Dienst Dänemarks, und trat bald nach dem Antritt der Regierung Friedrich's des Großen in dessen Militair ein.

Die gerechteste Bewunderung dieses Monarchen füllte seine Seele, und Kleist's ausgezeichnetes Betragen während der ersten Feldzüge Friedrich's lieferten die Beweise dafür, wie gern er ihm diente, wie mit ganzer Seele er an ihm hing. Unererschütterlichen Muth, ruhige Geistesgegenwart, und nicht zu ermüdende Thätigkeit in seinem Berufe charakterisirten unsern Kleist als Soldat nicht minder, wie ihn ein tiefes Gefühl, rege Theilnahme an dem Schicksale Anderer, eine solche Menschenliebe und feurige Stimmung für alles Edle und Schöne als Mensch bezeichnete, und liebenswürdig erscheinen ließ.

Im siebenjährigen Kriege, dessen Ausbruch unsern Kleist zu den begeistertsten Hoffnungen für den Glanz seines Vaterlandes erfüllte und alle Wünsche seines empfindungsvollen Herzens nach Ruhe, Einsamkeit und Leben für Kunst und Wissenschaft zum Schweigen brachte, in diesem Kriege nahm Kleist an den größern Ereignissen meist immer persönlichen Antheil. Nach der Schlacht bei Rossbach wurde ihm die Aufsicht über das in Leipzig errichtete große preussische Lazareth übertragen, und in der That, sein Monarch hätte hierzu keinen rechtschaffenern, gewissenhaftern und gefühlvollern Mann wählen können, als ihn.

Sein mühevolltes Geschäft ward unserm Kleist dort sehr verfüßt durch die Bekanntschaft und den aus ihr entstandenen genauen Umgang mit Gellert und Weisse. Sein entschiedener Hang zur Dichtkunst erhielt dadurch neue Nahrung und eine schönere Richtung. Kleist hatte übrigens schon mehrere Jahre zuvor durch seine Arbeiten bewiesen, daß sein Dichtertalent kein gewöhnliches sei. Das rauhe Waffenhandwerk verstand dieser gemüthlich edle

Mann
zu erleid
volkes u
Innern

Kleist
in der
der recht
focht we
den Deg
nachdem
erobert
schmetter
Zweimal
feindliche
Frankfur
am 24.
ten Fein
nicht mi
edelsten

Im
seinem C
mal zu
das, vo
Mit We
men eine
Gro
Hoffnung
plötzlich
benen B
niederstü

Stimme
nungen;
reichlich
los sein.
junge B

Mann sich durch stille Opfer, sinnreich den Musen dargebracht, zu erleichtern, und blieb, rings von den Rohheiten des Kriegsvolkes und den Zügellosigkeit der Feldlager umgeben, in seinem Innern rein und unangetastet von allem Unedlen.

Kleist war zum Major emporgestiegen, und focht als solcher in der blutigen Schlacht bei Kunersdorf 1759. Er ward in der rechten Hand verwundet, nahm den Degen in die Linke, und focht weiter, ward durch den linken Arm geschlossen, und nahm den Degen wiederum in die verwundete Rechte. So führte er, nachdem er mit seinem Bataillon bereits drei feindliche Batterien erobert hatte, dasselbe zur Erstürmung der vierten an. Da zerschmetterte ein Kartätschenschuß ihm das rechte Bein, und er sank. Zweimal von den feindlichen Truppen geplündert, ließ ihn ein feindlicher Offizier nach einer qualvoll durchlebten Nacht nach Frankfurt a. d. Oder bringen, wo er mit wahrer Heldenruhe am 24. Aug. 1759 an seinen Wunden starb. — Seine versöhnten Feinde ehrten sein Andenken; wie sollte sich sein Vaterland nicht mit Stolz und achtungsvoller Liebe an ihn, als einen seiner edelsten Söhne, erinnern.

Der Großvater und sein Enkel.

Im Vorgefühl seines nahen Hinwelkens ging ein Greis mit seinem Enkel in's Feld, um die schöne, grünende Natur noch einmal zu genießen. Besonders ergötlich war ihm ein Baumstück, das, von ihm selbst angelegt, aber jetzt in voller Blüthe stand. Mit Behemuth aber sah er unter den herrlich aufblühenden Bäumen einen der schönsten im vollen Flor dahin welken.

Großvater und Enkel beklagten die Vereitelung so schöner Hoffnungen, und redeten noch auf dem Rückwege davon, als sie plötzlich in der Ferne einen alten, nach und nach ganz abgestorbenen Birnbaum, den eben sein Eigenthümer untergraben hatte, niederstürzen sahen.

— „Um diesen Baum,“ sprach der Greis mit bebender Stimme, „dürfen wir zwar nicht klagen wegen vereitelter Hoffnungen; denn er hat seine Frucht über ein halbes Jahrhundert reichlich gebracht, und sein kümmerliches Fortleben würde fruchtlos sein. Aber er schmerzt mich dennoch nicht minder als jener junge Baum; denn als Knabe deines Alters hab' ich ihn mit dem

Vater seines jetzigen Besitzers oft bestiegen und seine herrlichen Früchte genossen. Und o wie oft lagen wir, wenn unser Vieh im Felde weidete, so traulich beisammen in seinem Schatten!" —

Es war, als zöge es den Alten, wie zum Leichenbegängniß eines Jugendfreundes, nach dem Baume hin. Als er ankam, war eben der Eigenthümer im Begriff, die letzte Wurzel auszu-rotten. — Der Greis konnte seine Nührung nicht bergen. Jener aber lachte, und sprach: „Wer wird da bedauern? Der alte Knorren war ja nur dem Lande hinderlich. Gut, daß er einem jungen Baume Platz gemacht!“ —

— „Ich bedaure nicht euren Verlust, lieber Nachbar!“ erwiderte der Greis. „Aber mit Dank gegen Gott denke ich daran, wie viel Gutes ich in Gesellschaft eures seligen Vaters in meiner Kindheit von dem Baume genossen habe!“ —

— „Das mag sein,“ versetzte jener. „Ich aber habe wenig Früchte von dem Baume genossen, und bin ihm also auch keinen Dank schuldig!“ —

Und hiermit hieb er kaltblütig die letzte Wurzel ab.

— „Laß euch der Himmel desto mehr Früchte von dem neuen Baume genießen, den ihr an die leere Stelle pflanzen werdet!“ sprach der Greis. „Euer Enkel mag ihn dann eben so gleichgültig wieder ausgraben!“ —

Während dieser Rede ward der Alte gewahr, daß der am Fuß ganz hohle Baum weiter aufwärts noch ein gesundes Stück enthielt. Dies hat er sich, gegen Bezahlung, zu Wertholz aus, und bedingte sorgfältig, es ja nicht länger als sechs Fuß zu machen. — Auf dem Heimwege fragte der Enkel: „Aber, lieber Großvater, was willst du denn mit dem Klotze? In unserer Holzkammer liegt ja viel schöneres Holz, das der Vater zurückgestellt hat.“ —

— „Aber nicht von Bäumen, die mir von meiner Kindheit her so theuer waren, als dieser Baum!“ versetzte der Greis. „Unter seinem Schatten hab' ich in deinem Alter so oft geruht; er soll mir auch in meinem jetzigen Alter zur Schlafstelle werden.“ —

— „Zur Bettlade? Recht so, Großväterchen!“ rief freudig der Knabe. „Laß nun auch einen recht schönen Kranz und Himmel darüber machen. Aber ich darf dann doch auch wieder bei dir schlafen?“ —

— „An Kranz und Himmel,“ sprach der Greis, „soll's hoffentlich nicht fehlen. Aber verhüte Gott, daß du mit mir

zugleich in
sechzig J

Da
denn erst
des Alten
vater,“
Wort erst
neigte sich
„Warum
nicht vom
zu Ende
Lande län
Bei d
Rede des

Der
„Rein, f
räumen f
gleich der
Baum, so
er einst
hat!“ —

—
„„hast di
tausend E
du nicht a
ist, als
nicht alles
mich an?“

Unter
müthigen
brachte de
einem Sch
des Holze
sähen sie
bewegt.
in Dielen
von einem
zu bringen

—
dich so he

zugleich in die Bettlade kömmt! Nein, du sollst, so Gott will, sechszig Jahre später schlafen gehen."

Da traten große Thränetropfen dem Knaben in's Auge; denn erst jetzt begriff er die Bestimmung des Holzes. Er faßte des Alten Hand, und weinte bitterlich. „Ach, Herzens-Großvater,“ sprach er, „rede nicht von deinem Sarge?“ Das letzte Wort ersticke gleichsam auf seinen Lippen. Der Großvater aber neigte sich und küßte ihm eine perlende Thräne von der Wange. „Warum soll ich,“ sprach er, „nach dem langen Arbeitstage nicht vom Bette reden? Meine Kraft ist erschöpft, meine Arbeit zu Ende und mein Abendsgebet. Warum soll ich dem Lande länger hinderlich sein?“

Bei diesen Worten dachte der Knabe wieder der gefühllosen Rede des Holzhackers, und begann noch heftiger zu weinen.

Der Großvater aber drückte ihn an sein Herz, und sagte: „Nein, so ungerührt wirst du mich nicht fallen und das Land räumen sehen, wie unser Nachbar seinen alten Birnbaum. Ist gleich der Großvater, wie er jetzt ist, noch unnützer als dieser Baum, so denkst du doch gewiß an seinem Sarge, welche Früchte er einst deinem Vater und manchem andern Menschen gebracht hat!“ —

— „Ach, lieber, lieber Großvater!“ schluchzte der Knabe, — „hast du nicht auch mich auf deinen Knien gewiegt, und mir tausend Schönes erzählt, wenn oft Alles im Felde war? Hast du nicht auch meinen Verstand geweckt und mich, was mehr werth ist, als Alles, zu dem lieben Gott beten gelehrt? Und geht nicht alles Gute, was du dem Vater erworben und erwiesen, auch mich an?“

Unter solchen, oft durch Schweigen unterbrochenen, wehmüthigen Gesprächen kamen sie in ihr Haus zurück. Bald darauf brachte der Eigenthümer des Baumes das erhandelte Stück auf einem Schiefkarren. Der ganzen Familie, welche die Bestimmung des Holzes schon durch den Knaben erfahren, war es so, als sähen sie den Sarg des guten Großvaters, und Alle waren tief bewegt. Der Alte aber machte freudig Anstalt, daß das Holz in Dielen geschnitten ward, und trug diese mit heiterer Miene von einem sonnigen Platz zum andern, um sie recht bald trocken zu bringen.

— „Ach, Großvater,“ sprach der Enkel, „wie kannst du dich so heitern Muthes mit diesen Brettern beschäftigen?“ —

— „Soll ich trauern, wenn ich mein Bett sehe,“ versetzte der Alte, „weil es mein Sterbebette ist? Oder soll sich der Arbeiter, nach dem vollbrachten Tagewerk, nicht des Feierabends und seines Tagelohns freuen?“ Gleich den wenigen Säften in den Brettern vertrockneten auch zusehends die letzten Lebensäfte des frommen Großvaters, und als die gelben und rothen Blätter von den Bäumen wehten, lag Er, mit gefalteten Händen, in dem Birnbaum-Sarge, herzlich beweint von Kindern und Kindestkindern.

Der Knabe aber pflanzte am Begräbnismorgen stillschweigend ein junges, noch vom Großvater veredeltes Birnbaumstämmchen in den Hofraum, wo es ihm täglich in's Auge fiel, und pflegte sein mit liebender Sorgfalt, zum Andenken an den edlen Todten, und zur Erinnerung an den Vorsatz, ihm ähnlich zu werden. —

Buchstabenräthsel.

Mit A erschlug ich einst den vierten Theil der Welt.
 Mit G bin ich ein Ort, der viele Bäum' enthält.
 Mit W durchströme ich der Baiern, Hessen Land.
 Mit R werd' ich sehr oft als Grenze dir genannt.
 Mit E lieg' ich als Land in Oestreichs schönen Gauen.
 Mit T errege ich im Krieg als Plünd'rer Grauen,
 Auch fliege ich mit Donnern schnell dahin.
 Nimmst du mir Kopf und Fuß kann ich nach Noten singen,
 Doch schwerlich wirst du mich je von der Stelle bringen.

erfekte
ich der
abends
ften in
nsäfte
Blät-
den, in
d Kin-

oiegend
nmchen
pflgte
odten,
den. —

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF



Kampf an des Adlers Horst.

St

Vater Unser
Predigt der
Der gute K
Der Paradi
Der nächst
Die Jahres
alter .
Suche Ruh
Der Vater
Die Franzo

Deutscher
Jugend = Almanach.

Ein
Geschenk für fleißige Kinder

von
P. J. Beumer.

Neue Folge.

IV. Jahrgang.

Zweite Abtheilung.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite		Seite
Vater Unser	189	Die drei Indianer	212
Predigt der Gärten	190	Der dankbare Sohn	214
Der gute Knecht	191	Ein Kleeblatt	216
Der Paradiesvogel	193	Fraue, schaue, wem?	218
Der nächste Mitt	194	Kampf an des Adlers Horst, oder: dem Wuthigen läßt es Gott gelingen	221
Die Jahreszeiten, ein Bild der Lebens- alter	196	Medina	226
Suche Ruhe im Gebet!	197	Moses Mendelssohn	231
Der Waterschuß	198	Die Grafen von Dornburg	236
Die Franzosen in Burgos	206	Water und Mutter	250

Mit vier Steinzeichnungen.

Wesel, 1857.

Druck und Verlag von A. Bagel.

D. Lit. 1731.

²/₃



10. 1528.

Aug. 17



Vater Unser.

D Vater Unser, Gott der Güte,
Erbarungsreicher Herr der Macht!
Von ganzem Herzen und Gemüthe
Sei flammend dir ein Lob gebracht!

Dein Name müsse hier auf Erden,
Wie ihn der Himmel heilig preist,
Von allem Volk verherrlicht werden,
Erfüllt von deines Sohnes Geist.

Dein Reich der Guld und jeder Gnade
Verein' uns schon in dieser Zeit,
Und leit' uns auf des Glaubens Pfade,
Zu immer höh'rer Seligkeit.

Hilf deinen Kindern treulich ringen,
Und lehr' uns deinen Willen thun,
Wie deine Sel'gen ihn vollbringen,
Daß wir in ihrem Frieden ruh'n.

Und daß wir Muth zu streben haben
Nach dem, was unserm Geist ist noth,
Sieh von der Erde reichen Gaben
Uns Allen unser täglich Brod.

Bergieb, bei oft verkehrtem Streben,
All' uns're Sünden, Gott der Guld!
Wie wir den Schuldigern vergeben,
So tilg' uns Allen uns're Schuld!

Und in des Herzens schwachen Stunden
Führ' uns, Herr, in Versuchung nicht;
Vom Bösen hilf durch Christi Wunden,
Und geh' nicht mit uns in's Gericht!

Denn über Alles hoherhaben
Ist, Vater, deine Lieb' und Macht!
Dir sei, in Jesu Christi Namen,
Ein ewig steigend Lob gebracht.

Predigt der Garben.

Der heiße Erndtetag war vorüber; eine schöne Sommernacht breitete sich über die schönen Gefilde. Da richtete sich eine Garbe auf und rief über den Acker hin: „Lasset uns dem Herrn ein Erndtedankfest halten unter dem stillen Nachthimmel!“ — Und alle Garben richteten sich auf, und von ihrem Rauschen erwachten die Lerchen und die Wachteln, die in den Stoppeln umher schlummerten.

Die erste Garbe begann ihre Predigt: „Bringet her dem Herrn Ehre und Preis! Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Er läset seine Sonne aufgehen über Böse und Gute; er läset regnen über Gerechte und Ungerechte. Aller Augen warten auf ihn, und er gibt ihnen Speise zu seiner Zeit. Jahrtausende sind über die Erde gegangen, und jedes Jahr hat Erndte gesammelt und Speise bereitet. Immer noch deckt der Herr seinen Tisch, und Millionen werden gesättigt. Seine Güte ist alle Morgen neu. Bringet her dem Herrn Ehre und Preis!“ —

Da stimmte der Chor der Lerchen ein Danklied an. Und eine andere Garbe redete: „An Gottes Segen ist Alles gelegen! Der Landmann rührt seine thätige Hand, pflüget den Acker und streuet Körner in seine Furchen. Viele kalte Nächte und heiße Sommertage liegen zwischen dem Säen und Erndten. Menschenhand kann die Regenwolken nicht herbeiführen, noch den Hagel abwehren. Der Herr behütet das Körnlein im Schooße der Erde, behütet die grünende Saat und die reifende Aehre. Fürchtet euch nicht! Er war mit uns. An Gottes Segen ist Alles gelegen!“ —

Nun nahm die dritte Garbe das Wort: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden erndten! Mit schwerem Herzen ging ein Sohn aus, zu säen. Ach! der Vater war ihm gestorben, und daheim weinte die verlassene Mutter; denn die harten Gläubiger hatten die Scheuer geräumt. Ein mitleidiger

Nachba
nern in
hat sei
Freuden
Samen

Da
thun
gefallen
der Ne
harther
von sei
auch se
Boas,
zuthun
riefen
Herzen

Und
säet,
kärzlich
im Seg
Weizen
streuet!
säet, de
Und
Amen!“

Frif
schichte
erzählt

Der
daß er
an die
nichts d
benahm,
werden
guten B
Herr G

Nachbar ließ ihm den Samen; aber Thränen fielen mit den Körnern in die Furchen. Nun erndtete er zehnfältig; denn der Herr hat seine Erndte gesegnet. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden erndten; sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen; kommen wieder mit Freuden und bringen ihre Garben!“ —

Darnach fuhr eine vierte Garbe fort zu reden: „Wohlzuthun und mitzuthheilen vergesset nicht! Denn solche Opfer gefallen Gott wohl. Könnten wir das hineinrufen in die Häuser der Reichen, die ihre Scheunen jetzt füllen! Könnten wir es dem hartherzigen Manne zurufen, der gestern die armen Lehrenleser von seinem Acker trieb! — Wen der Herr gesegnet hat, der soll auch seine milde Hand aufthun, daß er gleiche dem redlichen Boas, der an der frommen Ruth Barmherzigkeit übte. Wohlzuthun und mitzuthheilen vergesset nicht!“ — Und die Wachteln riefen laut hinüber in das Dorf, als wollten sie die schlafenden Herzen wecken. —

Und also endete die fünfte Garbe: „Was der Mensch säet, das wird er erndten! Wer kärglich säet, wird auch kärglich erndten; und wer da säet im Segen, der wird erndten im Segen. Was wundert ihr euch, daß Unkraut unter dem Weizen stehet! Hättet ihr den Samen gesichtet, ehe ihr ihn austreuet! Wer Unkraut säet, wird Mühe erndten. Was der Mensch säet, das wird er erndten!“ —

Und alle Garben umher neigten sich und sprachen: „Amen! Amen!“ —

Der gute Knecht.

Frisch, frei, fröhlich, fromm ist der Mann, der diese Geschichte erzählt hat. Sie verdient es aber, daß sie noch einmal erzählt werde, so unscheinbar sie Manchem auch vorkommen mag.

Der Gutsbesitzer Vormann hatte einen braven Knecht, und daß er ein solcher war, erfuhr er durch eine kleine Thatsache, an die sich später viele andere anreiheten. — Der Knecht hatte nichts davon gewußt, daß ein Auge ihn sah, als er sich brav benahm, und das sind die besten Thaten, die so geschehen; sie werden nur selten äußerlich belohnt, aber sie haben doch einen guten Zahlmeister, der immer baare Münze hat, und das ist der Herr Geheime Cabinetsrath im Herzen, und wer den bei sich

richtig angestellt weiß, dem kann es einerlei sein, wie er selbst und wie andere in der Welt betitelt werden.

Es war ein heißer Mittag, als der Knecht Konrad mit seinen Pferden vom Acker heingekommen war. Die beiden Pferde wurden gefüttert und abgeschirrt, denn jeder, wer es wissen will, weiß, daß auch ein Thier nicht zur rechten Ruhe kommt, so lange es das Geschirr auf dem Leibe hat; aber Manche wollen es nicht wissen, um sich die Mühe ersparen zu können, ab- und aufzuschirren. Das that aber Vormann's Konrad nicht, und es kann wohl sein, daß ihm darum selber auch das Essen drinnen am Gefindestisch um so besser schmeckte.

Der Streit ist noch unentschieden, welche Pfeife am besten schmeckt, ob die nach der Morgensuppe, die nach dem Mittagessen, oder die am Feierabend. Unser Konrad liebte sie alle gleich, und er gehörte noch nicht zu den Cigarrenrauchern, er ließ sich's nicht verdrießen, seine Pfeife zu reinigen und darauf Nacht zu geben, damit er Genuß davon habe, während man die Cigarre nur anzündet, raucht und den Rest dann wegwirft. —

Es war ein eigenes Behagen, mit dem sich Konrad nach dem Mittagessen auf den Stein an der Stallthüre setzte, mit einem gesunden Strohhalm seinem Pfeifenrohre Luft machte, den Wasserversack ebenfalls säuberte, während er einstweilen den runden Pfeifenkopf auf das Sims des kleinen Stallfensterchens gelegt hatte. Als er jetzt nach dem Pfeifenkopfe griff, rollte er hinunter und ganz unverfehrt hinein in den Stall, auf einen Strohhüschel. Schon wollte Konrad herabsteigen und durch die Thüre in den Stall gehen, um den Pfeifenkopf zu holen, aber plötzlich hielt er wieder inne, er sah, daß sich die Pferde niedergelegt hatten und er wußte, daß sie alsbald aus ihrer so nöthigen Ruhe aufspringen würden, wenn er in den Stall träte; er setzte sich daher wieder ruhig nieder und hielt das Rohr mit dem Wasserversack rauchlos im Munde.

Der Landwirth Vormann, der das alles aus seinem Fenster mit angesehen hatte, trat jetzt auf Konrad zu und fragte ihn:

„Warum rauchst du nicht? Hast du deine Pfeife zerbrochen?“

— „Nein, sie ist nur da hinabgerutscht, aber ich will die Gänse nicht aufwecken, will lieber warten, bis es wieder in's Feld geht.“

— „Du bist ein braver Knecht,“ sagte Vormann und reichte ihm die eigne silberbeschlagene Pfeife aus dem Munde. „Da nimm und behalte das zum Danke dafür. Es wird dir gut

gehen.
ist auch
lebenst
Und

Sin
Wandel
in den
Feigen

In
und tie
der Fuß
bringen

Plö
Sang e
— Ent

er sich
wie ein

Die
ihren E
unterbre
der ewi
End

Feigen
Er

staument
andere
telnd zu
mir, o
Kloster

aus jen
Alles ar
Kalt
nicht!“
Sta
und neu

gehen. Denn wer die Lebensstunde eines Thieres schonet, der ist auch rechtschaffen gegen Menschen. Wir bleiben hoffentlich lebenslang bei einander.“

Und so blieb es auch.

Der Paradiesvogel.

(Eine russische Sage.)

Ein gottesfürchtiger Greis, der in Frömmigkeit und heiligem Wandel in einem stillen Kloster seine Tage verlebte, wurde einst in den nahen Wald gesendet, um für den Tisch seiner Brüder Feigen zu sammeln.

In heilige Betrachtungen versunken, gerieth er immer tiefer und tiefer in die wildeste Einöde des ungeheuern Forstes, wo der Fuß eines Sterblichen noch nie gewandelt war, wohin zu bringen, selbst wilde Thiere bis jetzt nicht gewagt hatten.

Plötzlich dringen ganz fremde Töne an sein Ohr, wie der Sang eines nie gehörten Vogels. Er steht, er horcht — er staunt; — Entzücken erfasst sein Herz, von sel'ger Wonne trunken vergißt er sich selbst, vergißt er die ganze Welt, und steht unbeweglich wie ein Gebilde von Marmor.

Die Zeit rauscht an ihm vorüber, und wagt es nicht, mit ihren Schwingen ihn zu berühren, noch die Aufmerksamkeit zu unterbrechen. Denn diese stumme Betrachtung glich ganz jener der ewigen Bewohner des Himmels.

Endlich verstummte des Vögeleins Gesang, und mit seinen Feigen wandelte der fromme Vater nach seinem Kloster zurück.

Er tritt aus dem Dunkel des Waldes hervor, und erblickt staunend andre Mauern, eine andere Kirche, andere Zellen und andere Mönche. Seinen Augen nicht trauend geht er kopfschüttelnd zu dem Prior, und fragte ihn voller Bestürzung: „Sage mir, o mein ehrwürdiger Vater, welch' ein Wunder hat dieses Kloster also verwandelt? Kaum sind es wenige Stunden, daß ich aus jenem Thore in den Wald hinausging, und jetzt finde ich Alles anders?“

Kalt sprach der Prior: — „Fremdling, wir kennen dich nicht!“ —

Stauend erzählt nun der Mönch die Geschichte seines Klosters, und nennt den Namen seines Archimandriten.

Seiner Verwunderung kaum mehr Meister, antwortete der Prior scheuen Blickes: „Ja, was du mir da erzählest, Alles, Alles ist mir aus den alten Chroniken unsers Klosters bekannt, auch kenne ich gar wohl den Namen deines gottseligen Archimandriten — aber — Fremdling — der lebte ja — bereits sind's tausend lange Jahre?!“ —

„Jetzt erleuchtet mein Auge ein himmlisches Licht!“ rief der Alte, aus tiefer Betrachtung erwachend, und vor seinem Anblick erzitterten alle Gegenwärtigen; denn der Ewigkeit Glorie umstrahlte ihn.

„Brüder!“ rief er noch einmal, „ich hörte den Gesang des Paradiesvogels und bemerkte nicht das Verrinnen eines Jahrtausends!“

Die unendliche Süße und Seligkeit dieses Gesanges wollte er nun den Mönchen erklären, aber seine Zunge verstummte, Dunkel umzog sein Auge, er sank nieder, und die heilige Seele entflog der hinfälligen Schale.

Noch sieht man sein Grab im Kloster; die Inschrift auf dem einfachen Steine enthält die Worte: „Er hörte den Gesang des Paradiesvogels und bemerkte nicht das Verrinnen eines Jahrtausends!“

Der nächtliche Ritt.

(Mit einem Bilde.)

Der Glaube an Gespenster, der noch bis zum vorigen Jahrhundert, wenigstens in den untern Ständen, verbreitet war, hat, gottlob! der zunehmenden Aufklärung weichen müssen. Die Schulen haben die Gespenster vertrieben, indem sie auf der einen Seite den Verstand aufräumten, und auf der andern Seite den Glauben auf die einzig wahre Quelle, auf die heilige Schrift, hinwiesen. Dennoch können Dinge sich ereignen, die im ersten Augenblick selbst dem ruhigsten Verstande außergewöhnlich, unerklärlich erscheinen; wer aber den Kopf und den Muth oben behält, Untersuchungen anstellt, der wird die nöthige Aufklärung immer finden. Wir wollen ein Beispiel erzählen, bei dem Mancher allen Muth und alle ruhige Besonnenheit sicher verloren hätte.

Ein Arzt im Ravensbergischen ritt vor einigen Jahren über Land, um seine Patienten zu besuchen. Viele Geschäfte hatten

ihn in
die sog
den Kr
genau
bekannt
weiten
hatte v
letztere
fürcht.
indef d
bereits
er, als
wandeln
mag da
Wegela
nur me
In sold
immer
dem Pf
des zu
an der
der und
Sprung
und ga
ter Rei
und ge
der Do
hörbar
derbare
umzuseh
demselb
dahin v
aber,
Gestalt
Baum.
Umständ
zu kom
als auc
Der son
nung m
dachte

ihn in Anspruch genommen, und er gehörte eben nicht zu denen, die sogleich mit Receptschreiben bei der Hand sind, bevor sie noch den Kranken gesehen haben; er untersuchte vielmehr alle Umstände genau und suchte sich besonders mit der Lebensweise des Kranken bekannt zu machen. Der Abend war gekommen und er hatte einen weiten Heimweg; allein er machte sich daraus nichts, denn er hatte vier flinke Beine unter sich und ein gutes Gewissen in sich. Letzteres ist überhaupt das beste Mittel wider alle Gespensterfurcht. Der Doktor mußte mitten durch einen großen Wald; indeß der Weg war eine breite Fahrstraße und der Mond war bereits aufgegangen und beleuchtete den Heimweg. Da gewahrt er, als er so in Gedanken versunken dahin reitet, vor sich eine wandelnde weiße Gestalt, welche langsam dahin schreitet. „Wer mag das sein?“ fragte der Doktor sich selbst; „vielleicht ein Wegelagerer, der hier im Walde auf Beute wartet? Hätte ich nur meine Pistolen bei mir. Aber wozu das weiße Gewand?“ In solchem Selbstgespräch kam der Arzt der sonderbaren Gestalt immer näher. Das Beste wird wohl sein, so dachte er, du gibst dem Pferde die Sporen und suchst rasch den Ausgang des Waldes zu erreichen. Gedacht, gethan! In scharfem Trott sucht er an der räthselhaften Gestalt vorbei zu kommen, aber — Schauer und Entsetzen ergreift ihn, als dieselbe mit einem raschen Sprung sich hinter ihm auf's Pferd setzt. Das Pferd schnaubt und galoppirt dahin, und wäre der Doktor nicht ein so gewandter Reiter gewesen, er hätte alle Gewalt über das sonst so sanfte und gelenkige Thier verloren. Für den ersten Augenblick war der Doktor keines Gedankens fähig; das Herz hämmerte ihm hörbar in der Brust und er wagte es nicht, sich nach dem sonderbaren Gesellschaften, der sich ruhig und schweigsam verhielt, umzusehen. Bald ist der Ausgang des Waldes erreicht; vor demselben liegt ein großer Bauernhof, wo der Doktor bekannt ist; dahin will er das ungestüme Pferd lenken. In dem Augenblick aber, als die letzten Bäume verschwinden wollen, springt die Gestalt vom Pferde und — hui! hinaus auf den nächststehenden Baum. Der Arzt bleibt bei seinem Entschluß; denn bei solchen Umständen ist es ihm das dringendste Bedürfniß, unter Menschen zu kommen. Kaum aber hat er die Wohnung des Bauern erreicht, als auch schon die ruhige Besonnenheit bei ihm zurückgekehrt ist. Der sonderbare Reisegesellschafter ist ihm keine räthselhafte Erscheinung mehr: es ist ein unglücklicher Nachtwandler! so dachte der Arzt bei sich selbst. Er forderte den Bauern, der

schon mit seinem Gesinde zur Ruhe gegangen war, auf, ihm mit seinen Leuten Beistand zu leisten. Auch befahl er, einige Bund Stroh mitzunehmen.

Der Doktor galt viel in der Gegend und deshalb wurde seinem Wunsche sogleich Folge gegeben. In ähnlichen Fällen ist sonst der Bauer nicht so schnell bei der Hand, sondern bewahrt das Sprüchwort: „Der Bauer — wenn er nicht muß — rührt weder Hand noch Fuß.“ Also der Doktor, der Bauer und seine Knechte, letztere mit Stroh beladen, begaben sich nach dem Walde und richtig, — die weiße Gestalt sitzt ruhig auf einem Ast und schaut in den schönen Nachthimmel hinein. Das Stroh wird unter den Baum gelegt und der muthigste Knecht läßt sich endlich bereden, den Baum zu ersteigen. Es gelingt ihm, den Fremdling zu fassen, ohne daß derselbe hinunterfällt. Aufgeschreckt aus seinem schlafähnlichen Zustande ergibt es sich, daß es ein Knecht aus der Nachbarschaft ist, der allerdings oft das Hans verläßt und als Nachtwandler (als Mondsüchtiger) umherstreicht. Wie? Wenn der Arzt diesen sonderbaren Fall nicht untersucht hätte? Welch' furchtbares Gespenst wäre dadurch unter die Leute gekommen! Der Leidende wurde in's Haus geführt, und der Arzt ertheilte ihm den guten Rath, jeden Abend ein Kübel mit Wasser vor's Bette zu stellen. *Probatum est!* Das Mittel half: denn sobald der Nachtwandler aus dem Bette in's kalte Wasser trat, wurde er wach und machte dann keine weite Spaziergänge, sondern deckte sich wieder warm zu, zumal ein solches Bad nicht sehr angenehm ist.

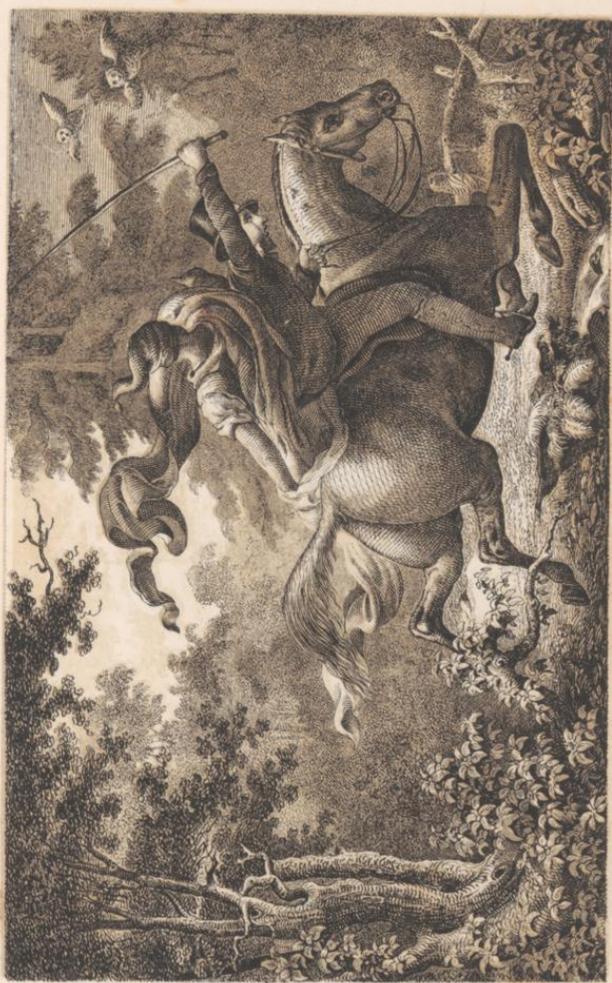
Die Jahreszeiten, ein Bild der Lebensalter.

(Eine Parabel)

Die vier Zeiten des Jahres wurden einst vor Gott gefordert und einer jeden ihr Name und Zeichen gegeben.

Der ersten Jahreszeit wurde gesagt: „Du sollst Frühling heißen, — weil du den Menschen früh wecken sollst zum Gebete und zur Arbeit, wie auch den Vogel, seinen Schöpfer zu loben. Du sollst das Vieh nach dem harten Winter erquicken und die Erde mit fruchtbarem Thau anfrischen. Dein Kleid soll sein grün, dem grünen Holze des Lebens zu Ehren. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen, daß ihrer, wenn

m mit
Bund
wurde
llen ist
ewahr-
niß —
Bauer
h nach
ig auf
Das
Knecht
gelingt
erfällt.
es sich,
ags oft
htiger)
n Fall
dadurch
us ge-
end ein
Das
tte in's
e weite
nal ein
fordert
hling
Gebete
loben.
nd die
ll sein
in Amt
wenn



Der nächtliche Ritt.

Die in Ge
falswinter
Ewigkeit

Zu d
Somme
mehr und
Farben,
unter dem
daß die
men, als
zu ihrer

Zu d
Herbst h
Dein Kl
Tod. D
wie alles
Gras auf
Das sch
weisen, d

Zu d
Winter
witter, C
Dein Kl
Gedächtn
predigen:
Winter
schein,
felige G

sie in Gottesfurcht und Gerechtigkeit gewandelt, nach dem Trübsalswinter des irdischen Lebens der stets grünende Frühling der Ewigkeit wartet!" —

Zu der andern Jahreszeit wurde gesagt: „Dein Name soll Sommer heißen, — weil du täglich von der Sonne Klarheit mehr und mehr zeugen sollst, und dein Kleid soll sein von tausend Farben, zur Erinnerung, daß die Güte des Herrn tausendfältig unter den Menschen blühe. Dein Amt soll sein, zu predigen, daß die unsichtbare Sonne kräftiger sei in den Herzen der Frommen, als die sichtbare Sonne in den Gewächsen der Erde, sie zu ihrer himmlischen Vollkommenheit zu bringen!" —

Zu der dritten Jahreszeit wurde gesagt: „Dein Name soll Herbst heißen, — weil du den herben Winter ankündigen sollst. Dein Kleid soll grau sein, zu guter Erinnerung an den greisen Tod. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen, wie alles Fleisch Heu, alle Herrlichkeit des Menschen wie das Gras auf dem Felde sei, denn der Geist des Herrn blühet daren. Das schönste Obst, welches du den Menschen gibst, soll ihnen weisen, daß auch ihre Leiber täglich faul und mürbe werden!"

Zu der vierten Jahreszeit wurde gesagt: „Dein Name soll Winter heißen, — weil der Wind dein Herr ist, und Ungewitter, Sturm, Frost und Schnee nach und nach erregen wird. Dein Kleid soll schneeweiß sein, dem hinfallenden Alter zum Gedächtnisse. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen: Bekämpfe das Böse, hoffe das Beste! denn nach dem Winter kommt der Frühling, nach Ungewitter folget Sonnenschein, nach Trauer — Friede, nach der Vergänglichkeit die selige Ewigkeit.“

Suche Ruhe im Gebet!

(Gedicht von Emma Beumer.)

Zum Gebete will ich eilen,
 Wenn das Herz betrübet ist;
 Im Gebete will ich weilen,
 Wenn die Brust den Trost vermißt.

Wenn die Freuden sind verschwunden,
Und die Trauer lehret ein:
Hab' ich Gott dann recht gefunden,
Werd' ich stets getröstet sein.

Drum in trüben Lebensstunden,
Wo das Herz verlassen steht,
Heilst du jede Herzenswunde —
Suchst du Ruhe im Gebet.

Hab' ich keine treuen Freunde,
Und kein Herz, das mein's versteht,
Eil' ich drum zum treuesten Freunde:
Ich such' Jesum im Gebet.

Der nur kann mich recht verstehen,
Wenn das Herz sich ihm ergibt;
Wird mit mir durch's Leben gehen,
Weil er mich unendlich liebt.

Der Waterschuß.

Wir reisten fort durch die Schweiz. Wie wir die göttliche Anordnung, die himmlischen Wagstücke der Natur, die Schweiz erblickten, ward mein einsilbiger Freund beinahe stumm. Nur eines Abends sprach er: Sehen Sie die bläulichen Krystallberge, die Pyramiden, Kegel und Spitzen, vom Glase geblasen — ich weiß nur nicht wo! ich möchte sie umblasen! Die geschliffenen Stahlwände — risse ich ein! Zusammengeknebelt müßte das Land sein, dann gäbe es keine Abgründe, keine Klüfte. Ich gösse sie voll mit kaltem Eis, den blauen Duft bliese ich von den Gipfeln, wie den blauen Reif von Pflaumen, das Rosenroth machte ich aus schwarzen Rosen, und das Gold und den Schmelz machte ich mit — Ruß; und den Schnee machte ich nicht zu rothem, sondern zu blutigem Schnee. So kalt könnt' es bleiben!

Dann reiste Niemand mehr in die Schweiz, versetzte ich. Jetzt kann man reisen! sagte er. Denn der ganze Wirrwarr ist doch nur eine ausgediente Theaterdecoration, etwa Tell's, Napo-
leon's, Hannibal's.

Als
Herniede
herunte
der geb
alte Po
eine thu
sturz, ir
teren F
kaum h

Hier
Tragödi
gehabt.
Natur:
schen.
höchste
werth!
morgen
der Bri
darin u
Die he
vorigen
Wegwu
Kraft
und W
der alte
schlossen
wird ve
sterblich
find: 8
Hunder
nicht de
gut das
elend,
geschlag
in seine
als ein
brach;
und Lek
fen und
aufgebr

Als wir nun jenseit der höchsten Höhe nach Frankreich zu herniederstiegen, ließ mein Freund halten und den Wagen immer herunterfahren; dann nahm er mich allein und führte mich von der gebahnten Landstraße nach der Gegend links, wo sonst der alte Paß über den Berg geführt, bis an eine Felsenecke; darüber eine thurmhohe Wand; darunter ein schwindelnder, schroffer Abstieg, im Grunde des engen, engen Thales, wie eines nur breiteren Felsenspaltes, ein schäumender Gießbach, dessen Geplätscher kaum herauf zu hören war.

Hier ist mein Theater! sprach er spottend. Jeder Held der Tragödie, der jetzt sein bretternes hat, hat einst sein natürliches gehabt. Aber betrügt Jemand den Menschen, so betrügt ihn die Natur: durch sich, ihre Art und Weise, und wieder durch Menschen. Was heute so nöthig scheint, unumgänglich ist und der höchste Verstand, das ist morgen schon Unsinn, Ueberfluß, Lachenswerth! Heut erkaufst Jemand auf der Fuhr durch den Strom — morgen ist eine Brücke gebaut und fertig. So geht es auch mit der Brücke über den Strom der Zeit. Auch Napoleon ersoff darin und wird von seinen Feinden ausgelacht, daß er ersoffen. Die heutige Zeit ist kein Produkt, höchstens ein Educt der vorigen; oder richtiger: die Vergangenheit ist das Educt, der Wegwurf der Gegenwart. Jede Zeit wächst aus ihrer eignen Kraft und nährt sich nur nothdürftig mit dem alten Auswurf und Moder. Nur etwas Altes geht in der neuen Zeit auf aus der alten: die in einer engen, unscheinbaren Samenkapsel verschlossene Erfahrung; die Erfahrung sieht aus wie Asche und wird von Verständigen still bei der Ausfaat zu den zwei unsterblichen Samen der Menschheit gemischt, diese zwei Samen sind: Freiheit und Glück! Einzelnes, je Taufendfältiges und Hunderttaufendfaches könnte verloren sein, es dürfte nicht da, nicht dort geschehen sein, und die Welt wäre ohne das eben so gut das große, große, alleinige Glendsthier aus der Urzeit, so elend, wie jetzt. Napoleon könnte ein paar Schlachten weniger geschlagen haben, und er lag eben so gut und eben so schlecht in seinem schwarzen Meerdenkmal, wie jetzt. Aber als es galt, als ein Wort von ihm dem Strom der Zeit gebot und ihm Ufer brach; als es ein Soldatenevangelium war, bei Verlust von Ehre und Leben; als hunderttausend große Kinder das Spiel aufgriffen und spielten mit ihren eigenen Knochen, was das große Kind aufgebracht — da war es erlaubt, mit ein Narr zu sein, und

etwa zu glauben: wenn wir hier über die Alpen wären, dann wären wir über alle Berge!

Doch die Begeisterung ist vielleicht das einzige wahre Glück der Völker — ein heiliger Brautstand, und diese duftende Blüthe des Lebens ist seine schönste Frucht. O wie waren wir begeistert, als wir hier über die Alpen zogen und im Geiste schon wie in einem künftigen Kapitel der Weltgeschichte lebten! O wie lachten wir in der hellen Gegenwart, wie in einer alten verschneiten Vergangenheit die Nachwelt aus! O Herr, lacht nicht! So können nicht alle lachen! Dazu gehört Verstand, Einsicht in die immer offene Welt. Wer Unsterbliches thun will, muß wie ein Unsterblicher leben — und sterben; denn der Tod gehört zum Leben; nicht wie sein zweiter Theil, sondern wie neunundneunzig Theile zu Einem, wie ein völlig mannbare ausgewachsener Baum zu seinem Samenkorn. Die Natur nun hatte uns eben betrogen, einen Streich ihrer Art gespielt.... die Alpen waren zum Verzeifeln verschneit; aber Bonaparte nahm nicht die auf die Rutschbank der Jahre hinaufgerutschten, alten, wackligen, halbtodten Graubärte zu Generalen — so lange er noch klug war — sondern die hinaufstrebenden, feurigsten, kräftigsten jungen Männer. Ich war damals nur erst Obrist; aber mir gab er zwei Regimenter hier über die Alpen zu führen, und zwar die ersten. Und die erste Compagnie derselben gab ich wiederum meinem erstgeborenen Sohne, meinem geliebten Achill; denn ich liebte ihn, weil ich ihn ehrte, denn in seiner blühenden Jugend war er schon Hauptmann.

Sehen Sie, dort drüben auf dem schmalen Pfade unter der steilen Felswand, die hinaufragt bis über die Wolken, schaufelte die erste Compagnie — Weg, Weg durch den Schnee, durch das Felsenlabyrinth; denn ein Soldat muß Alles thun, was im Kriege die Armee und ihm selber nöthig ist: Thüren und Fensterläden ausheben und die schlechte Straße damit in Dörfe verbessern: — Dörfer anzünden auf dem Rückzuge vor dem Feinde; — kurz, bekannte Sachen! Hier hieß nun tapferer Soldat sein: tapfer schaufeln! Ich trieb von unten die Herde hinauf in die Berge, Schaf den Schafen nach. Vor Schneegebirge sah man die Sonne nicht und kaum zehn Schritte um sich her. Statt des Kuhreigens hörte ich diesmal nur die Freiheitslieder der wackern Schützen; denn die Instrumente waren eingefroren, alle Finger krumm und steif vor Kälte, und über und über beschneit, sahen die Menschen aus wie selber von Schnee, nur die Backen

waren
ziehend

Pfahl

Na

Er sag

gen.

sichter,

an. E

mir na

Einige

sie es

Obrist

und B

spiel.

ten wo

zensbro

auspre

der am

wir au

erwarte

ein gu

nicht g

In sol

hinauf.

diesen

Wleiben

schneit!

Wo

lich tra

sind ein

Wir h

aus der

der Sc

— abe

das hei

Wer

Wohl;

wenn i

„W

—

„W

waren roth und die Augen bligten. So befahl ich den Vorüberziehenden, indem ich seitwärts am Wege immerfort um einen Pfahl lief, um nicht zu erfrieren. Das war meine Tapferkeit!

Nach einiger Zeit holte mich mein Adjutant hinaus vor Ort. Er sagte kein Wort, als: ich sei nöthig. Die Gesänge schwiegen. Nur einen dumpfen Ausruf hatte ich gehört. Die Gesichter, bei denen ich vorüber kam, sahen mich ernst und gespannt an. So Viele es vermochten, wälzten sich in gedrängtem Zuge mir nach. Sie wußten etwas! Nichts Gutes; sonst hätten es Einige hier in der Freiheit der Wildniß mir nachgerufen, wenn sie es sich auch nicht getraut hätten, es ihrem gestrengen Herrn Obrist in's Gesicht zu sagen. Ich war bekannt für Ordnung und Zucht und gab zu der sauersten Pflicht das willigste Beispiel. Nur Einer sprach gedämpft zu einem Andern — sie mochten wohl Beide Kinder haben —: der arme Mann! Solche Herzensbrocken geben dem Herzen Stimmung und es ist etwas Unausprechliches, mit welchem Gefühl wir Einem entgegensehen, der am Abend aus der Schlacht kommt; mit welcher Spannung wir aus dem Wissenden die Antwort auf unsere drängende Frage erwarten: Wer hat gewonnen? Wenn er nicht antwortete, müßte ein guter Soldat in drei Minuten hinfallen. Spricht er darauf nicht gleich: wir! so kehrt sich ein Ehreliebender schnell schon um. In solcher Folterqual einer Antwort watete ich eine Viertelstunde hinaus. Mein Sohn sollte mir berichten Hier bis auf diesen Vorsprung nun, wo wir sitzen, kamen mir Viele entgegen. Bleiben Sie hier! sagten sie mir ernst. Die Wolke hat ausgeschneit! Hier können Sie besser sehen!

Was denn? was soll ich denn sehen? fragte ich. Und endlich trat einer der Kühnsten vor und sprach: Ihren Sohn! Sie sind ein Mann, der hören kann und sehen, nämlich solche Dinge. Wir hätten Ihnen Ihren Sohn lieber schwer verwundet, ja todt aus dem Kampfe gebracht. Denn daß ein so tapferer Mann in der Schlacht fällt, darauf kann das ganze Regiment gefaßt sein, — aber daß sein Sohn so ruhmlos hier in die Schlucht fällt, das heißt schmähhlich verloren!

Verloren! So plöblich hinweg von den Lebenden! stöhnte ich. Wohl zehn Grenadiere erboten sich, in den Abgrund zu springen, wenn ihr Hauptmann dadurch wieder herauf käme.

„Wo ist er?“ fragte ich.

— „Da drunten zerschmettert!“

„Wie ist es gekommen?“

— „Ihr Sohn stand bei uns in feinen Mantel gehüllt, das Schaufeln zu ordnen, dort auf dem schmalen Absatz der Felswand, dicht über und neben dem Abgrund! Das Feuer des Muthes machte die Glieder nicht fühllos. Wir froren und starren und standen und hauchten in die blauen Hände — da trieb uns der Hauptmann: Kinder, mit Lust, und verliert nicht dem Felbherrn die Zeit! Wer überlistet, wie wir, muß schnell sein. Mit jedem Schaufelstoß geben wir dem Feinde einen tödlichen Schlag auf den Rücken. Wir zeigten ihm die starren Hände. Aber als Antwort griff er in den Schnee, rieb sich Gesicht und Hände damit, nahm mir die Schaufel und warf den Schnee in den Abgrund, als wollte er drunten den Waldbach verschütten. Da griffen wir wieder zur Arbeit, beschämt; da trat er zurück, um uns Raum zu lassen, verhüllte sich wieder in seinem Mantel und trat nur einen halben Schritt zu weit hinaus auf den Schneerand. — Der Rand bricht los, und wie eine Puppe auf ihrem Brettchen . . .“

Halt! rief ich, und faßte den Mann am Kragen. Niemand lachte. Er war drunten zerschmettert, ertrunken, im Schnee begraben. Eins von den dreien; wahrscheinlich das Alles zugleich. Ich starrte in den Abgrund. Und daß die Elemente reden und eine Sprache führen, zweifle ich nicht mehr; denn schauerlich rief der Bach aus der Tiefe in dumpfem Gebrause zu mir, und ich verstand es eine bewußtlose Zeit. — Wie mir die Stelle vorkam, auf welcher der Hauptmann so eben gestanden, wie ich darauf starrte, das steht nicht in meinem Reglement, setzte der Mann hinzu. Ich feuerte ein Pistol ihm zu Ehren über sein Grab und rief dann ermunternd: Zur Arbeit!

Da vernahmen wir plötzlich von unten ein dumpfes Rufen: Vater! Hier bin ich! Hier!

Wir konnten von hier die Stelle des Falls und die Tiefe zugleich überschauen. Ich ... mein Auge entdeckte ihn, wie mein Blick an der Scheidewand langsam und forschend hinunterschlief. Ich zeigte ihn den Freunden, wie er in seinem Mantel gefangen und aufgehangen, thurmtief und thurmhoch, am wilden Geist, wie Prometheus hing. Und auch wirklich so. Denn Adler und Lämmergeier umschwebten ihn erst, wie Krähen den Ahu, und an seinem Mantel war nichts zu verzehren, und einer setzte sich ihm auf die Achsel, wie er in bloßem Kopfe — mit schwarzen Haaren — da hing und nichts rühren konnte zur Abwehr, als die Beine; nur so brachte er sich nach und nach in Schwung

und so
schreien
an Ort
und wie
er vern

Do
Und mi
den Ha
zu bring
denn d
Ward e
ein Krie
ren, de
des Fel
rasten,
Anderer
Stunde
Märsche
Frankre
elende
Stricke
men —
Möglich
konnten
aus der
den Ab
wiederu
im Wir
ken Mä
teten
ich mir
nationen
— in d
den Ab
mächtig
knüpfte
an. Je
benstrick
beide he
mich, T
mein S

und so läutete er sich selbst wie eine Glocke — eine graue, schreiende Glocke — mit einer Kühnheit, die ihm selbst der Kaiser an Ort und Stelle nicht nachgemacht hätte. — Bravo! rief ich; und wir riefen ihm Trost und Geduld zu! Wir kommen! aber er vermochte kaum den Kopf zu wenden, daß er uns gesehen.

Dort grünt nun das leere Gesträuch an der Felswand! Und mir ist wieder wie dem Erzähler, als er die Stelle ohne den Hauptmann sah. Ich befahl Tauen, Stricke und Stränge zu bringen, denn einen kurzen Verzug durfte ich mir erlauben; denn der Verunglückte war ein brauchbarer Mann im Heere. Ward er aber nicht bald gerettet — dann mußten wir fort, wie ein Kriegsschiff fort muß, das einen Matrosen im Meere verloren, denn ein Schiff und ein Mensch wiegen nicht gleich. Nur des Feldherrn wegen, wenn er da unten gehangen, hätten wir rasten, hätten vielleicht Rasttag machen dürfen, wenn nicht ein Anderer, vielleicht Desaix, den Befehl übernommen. Auf die Stunde mußte ich über den Paß sein. — Tauen waren — drei Märsche zurück, bei der Schiffbrücke, Seile waren genug — in Frankreich, Hanf genug in Rußland, um alle Spitzbuben und elende Menschen zu hängen. Hier schleppten sie nur eine Anzahl Stricke und Stränge herbei. Ich band sie in Gedanken zusammen — und mein Entschluß war gefaßt. Indeß ließ ich das Möglichsste geschehen. Von droben, senkrecht über meinem Sohn, konnten wir ihn nicht sehen. Der Mann, dem er die Schaufel aus der Hand genommen, legte sich mit dem halben Leibe über den Abhang, während ich ihn an den Füßen hielt und Andere wiederum mich. Er war nicht zu sehen, manchmal nur zu hören im Winde. Jetzt warf ich den Mantel ab und befahl acht starken Männern, das eine Ende des aus Stücken zusammengeknoteten Seiles zu halten; die Schlinge am andern Ende befestigte ich mir unter den Armen um den Leib und beging die subordinationswidrige Vaterthat, mich wie ein Taucher — ohne Glocke — in das Lustmeer hinabzulassen. Das erste Ubergleiten über den Abhang war etwas wunderbar. Dann ließen die Leute allmählig nach — und so sank ich allmählig, oft ruckweise, und knüpfte im Sinken ein sonderbares Gespräch mit meinem Sohne an. Ich brüllte ihm hinab: An meiner Seite ist noch ein Nebenstrick, mit dem bind' ich dich an, und dann ziehen sie uns beide herauf; Alles faßt an, was Hände hat, und freue ich mich, Dich wieder zu sehen, ja ich küsse Dich gewiß unterwegs, mein Sohn! Hörst Du mich denn?

Aber statt der Antwort von drunten hört' ich von droben den Trost zu mir herab: Das Seil ist aus.

Halt! rief ich. Ich sah unter mich. Ich maß die Tiefe — verzweifelte, oder fror mich erst jetzt, und befahl, mich hinaufzuziehen. Von unten — dachte ich während des Zuges — ihm beizufolgen, müßten wir noch vor Nacht den babylonischen Thurm aufbauen! Zwei, drei! denn ich weiß nicht, wie hoch er gewesen. Bauen wir aber nicht rasch, so erfriert mir wenigstens der Achill in der Stille, wenn er dann auch noch Augen im Gesicht und Hirn im Schädel hätte. Soll ich ein paar Mann auf Urlaub hier oben hinsetzen lassen, die drei Tage Schneeballen hinunter werfen, damit sie die Adler verschrecken? Bis die Taue kommen, ist er erfroren und verhungert, also einen langen martervollen Tod gestorben — den verdient er nicht! Freilich seine Mutter wird mich ermorden wollen, wenn ich, sein Vater, selber

Da war ich oben!

Brav, meine Jungen; sprach ich. Nun wollen wir helfen! Ihn erretten! — Mein Mitleid hat gesiegt, — mein Vaterherz! Und ich war ein Mann, der die eiserne Nothwendigkeit abzuthun wußte, und zu ertragen wie einen Harnisch. Ich hatte während der Zeit arbeiten lassen vor Gewalt — und zum unglücklichen Glück war der Paß geräumt und frei — ich ließ die Trommel wirbeln und der Gänsemarsch über die Höhe begann, oder der Zug in die Arche Italiens Paarweis . . . einzeln. Ich aber ging sinnend zurück zur Stelle hier. Und auf den rothigen Abendwolken sah ich ein Bild . . . kostbar, deutlich! einen grüngoldnen Baum. Am Stamme Tell's Kind mit dem Apfel auf dem Kopfe. In Schußweite von ihm — Tell selber mit gespannter Armbrust — fromm, bleich, tückisch, empört, gefaßt, gelassen, liebend und wanfend und sicher — wie Alles das zugleich — nach dem Apfel zielend, nicht nach dem Kinde.

Du solltest lieber gleich nach dem Geflügel schießen! rief ich in die goldnen Wolken dem Verschwindenden nach. Indes Du hast gethan, was Dir das Schicksal Leichtes aufgelegt. Du hast redlich nach dem — Apfel geschossen. Ich — ich habe einen andern schweren Schuß! Ich muß ganz genau nach dem Herzen des Sohnes zielen — unter dem Mantel, nicht unter dem Baume, und muß ganz richtig treffen — nicht den Apfel, sondern den Kopf des Kindes, oder das Herz. Danke Du Gott! Deine That war ein halbes Kinderspiel gegen meine.

als
Ich
Ges
sel.
Er
gesch
auch

walt
Söh
sein
Wo
das
göttl
und
in e
com

die
viell
Achi
mir
Ich
Bol
in u
wie
ab.
wohl
schla
ein
mach
hing
3

Aber ich besann mich. Ich wußte, wie mein Achill dachte, als ein Sohn der neuen großen Zeit, groß, gleich jeder alten. Ich mußte mich von ihm trennen, ohne Anblick — wie lieb sein Gesicht sei, ohne Antwort — wie zufrieden und still seine Seele sei. Ich war ihm so nah — als schwebte er unter der Erdel! Er lebte — als sei er eine Million Jahre begraben! Wir waren geschiedene Leute. Ich rief ihm einige Abschiedsworte zu — aber auch diese zerriß der Sturm.

Ich war Obrist. Und die Obristen sind die eigentlichen Gewaltigen der Armee. Die tausend Söhne der Mutter, die tausend Söhne des Vaterlandes sind in des Commandirenden Macht, sein Stecken, Stab, Haut und Bein und Knochen und Asche. Wo er will, müssen sie tödten; wo er will, da müssen sie stehen, das heißt: fallen; — nur halbtodt erst erhalten sie wieder das göttlich-menschliche Recht der Sprache, auszusprechen um Hülfe, und erst mit verlornem Arm und Bein, außer Reih und Glied in einen Winkel zu kriechen, um ruhig zu sterben. — Also ich commandirte: Zwei Schützen vor!

Zwei traten vor.

Ich commandirte: Schießt dort den Hauptmann todt!

Sie starren in den Abgrund.

Schlagt an!

Sie schlugen an. —

Gebt Feuer!

Sie gaben Feuer. —

Gefasster, ja ruhig sah ich hin. Aber mein Sohn läutete die graue stumme Glocke. Die Hände der Schützen hatten gebebt; vielleicht vor Kälte, gewiß vor Bedauern. — Gewaltfam richtete Achill sein Gesicht in die Höhe nach uns, nach mir. — Da schritt mir deutlich in den Wolken Tell dahin. Ich verstand den Vater. Ich verstand das Bild, das meine eigne Seele hinaus auf die Wolken geworfen wie eine Camera obscura; denn es war finster in mir. Nur die Vaterliebe flackerte und verbrannte mich fast, wie ein in die Hand brennendes Licht. Ich löste einen Schützen ab. Ich ließ ihn niederknien. Ich legte auf seine Schulter das wohlgeprüfte Gewehr auf. Ich commandirte mir selbst. Vater! schlag an! — Vater! mache dich fertig! — Vater! gib Feuer!

Ich gab Feuer. Ich gab das Gewehr weg. Keiner sprach ein Wort. Ich ging umher. Nach einiger Zeit sah ich hinab nach meinem geliebten Achill. — Sein schwarzes entblößtes Haupt hing jetzt ruhig gebeugt auf die Brust herab. Die graue Glocke

hing still. Gewiß nur der Wind spielte mit ihr. Und die Geier riefen die Geier und die Adler die Adler. Ich ließ der albernen gefräßigen Natur da drunten ihren Willen. Ich ließ der Natur in mir den Willen und an der untergehenden Sonne merkt ich: mir mußten zwei Thränen in den Augen stehen.

Jetzt geht die Sonne wieder unter und ich sehe sie wieder so feucht, wie damals.

Die Franzosen in Burgos.

(Eine wahre Begebenheit. Mit einem Bilde.)

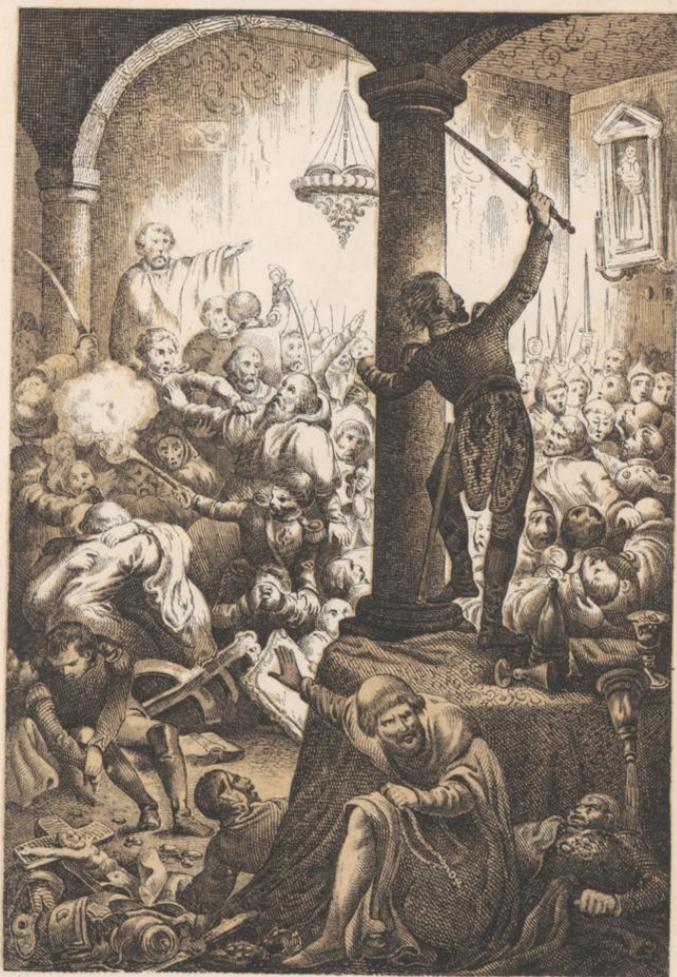
Es war am 8. November 1808. Die französische Armee hatte einen neuen Lorbeer in ihren Siegeskranz zu flechten: Burgos öffnete seine Thore. Fluchend dem schrecklichen Geschehe, vernahm die Hauptstadt von Alt-Castilien die Fanfaren der Sieger und jene kriegerischen Weisen, die wie ein Triumphlied vor dem französischen Heere voraus erschollen. Die dreifarbigte Fahne, in ihren Falkenwürfen die Namen der eroberten Städte tragend, flatterte prunkend auf den niedergestürzten Mauern und schaute nach der Residenz — Madrid. Durch die öden Straßen zogen die Franzosen in stolzer Haltung, das Gewehr im Arme, triumphirend über den Vortheil, den sie eben errungen, und mit Begeisterung nahmen sie von den schweigsamen düstern Gassen Besitz, in denen sich nur hier und da in langen Zwischenräumen und einzeln ein Einwohner mit trübsamer und schweigsamer Miene blicken ließ. Aber die alten Schnurrbärte sahen sich mit bedenklich fragendem Blick unter einander an, und bevor noch die Soldaten in die Kasernen einquartirt waren, begab sich eine schreckliche, und dennoch staunenswürdige Scene.

Am nördlichen Ende von Burgos befand sich ein altes Mönchskloster. Die Besatzung der Stadt durch die Franzosen hatte die friedlichen Pflichten und frommen Gebete der Klosterbrüder unterbrochen. Ein Befehl des Priors versammelte die Brüder in der Kapelle. Da nun, stehend, mit gespannter Erwartung, und der heftigsten Aufregung, hörten sie ihren Vorgesetzten, dessen ernster Ton mit aller Macht der Begeisterung und ergreifender Lebendigkeit sie bewegte. Seine Bewegungen waren heftig, dringend, imponirend, von seiner hohen Stirn floß der Schweiß, und sein rollendes Auge sprühte Feuer.

die Geier
der alber-
ließ der
nne merkt
ie wieder

he Arme-
en: Bur-
Geschick,
der Sie-
oblied vor
ige Fahne,
e tragend,
nd schaute
ßen zogen
ne, trium-
mit Be-
ffen Besti-
umen und
er Wiene
it bedenk-
die Sol-
ne schreck-

3 Mönchs-
hatte die
der unter-
der in der
, und der
ien ernster
der Leben-
dringend,
und sein



Die Franzosen in Burgos.

lande
durch
Ihr
Das
daten
legte
Seuf
dürfe
Brüd
und
und
heuge
hastet
küssen
por u
seiner
zu: I
G
seltfar
von I
den b
altgot
ments
Feuer

"
Du n
Was,
besude
Brüd
heben
edles
dem
Möge
D
übert
Arm
erhobe
Supe
misch
ward.

„Brüder!“ rief er, „ein Tag der Schande ist unserem Vaterlande aufgegangen. Burgos ist heute, eben in diesem Augenblicke, durch das Eindringen der französischen Soldaten entehrt. Hört Ihr dies ferne Geschrei? Hört Ihr die Fremden, die sich nahen? Das heilige Priesterkreuz muß sich vor dem Bajonnet des Soldaten beugen, und dieses Kloster, das uns schirmt, das unsere letzte Ruhestätte sein sollte, wo wir in Frieden unseren letzten Seufzer zu verhauchen gedachten, es wird nicht lange säumen dürfen, das Joch der übermüthigen Sieger zu tragen. Brüder! Brüder! Erniedrigung, Entwürdigung, Mißhandlung, Schmach und Hohn sind unser Theil, und das ihre die zügellose Despotie und das Recht der Gewalt. Wollen wir ruhig unsere Häupter beugen? Wollen wir als schändliche Feiglinge die Füße dieser verhassten durch das Kriegsgeschick uns aufgenöthigten Zwingherren küssen? Der edle Boden von Spanien, Brüder! sträubt sich empor vor Schmerz und Wuth; er hat zu wenig von dem Blute seiner Feinde geschlürft für seinen Durst; er ruft seinen Kindern zu: Rache! Tod den Franzosen! Rache im Namen Gottes!“

Ein dumpfes Gemurmel ließ sich vernehmen. Es gab ein seltsames Schauspiel von furchtbarem Charakter, diese Gruppe von Mönchen, deren schwarze Kapuzen das Antlitz bedeckten, unter den haufälligen vom Alter geborstenen Gewölbten, in der Mitte altgothischer Pilaster zu erblicken, die durch das düßere des Moments nur noch schauerlicher erschienen. Der Greis nahm mit Feuer noch einmal das Wort:

„Nein, dem Vaterlande wird es nicht an Rächern fehlen! Du wirst nicht alle deine Kinder verläugnen dürfen, Burgos! Was, o Brüder, ist ein Leben, von einem schmachvollen Vorwurf befudelt und dem Unglücke Preis gegeben? Was ist das Leben, Brüder, wenn man ohne Scham nicht mehr das Haupt empor heben darf unter den Menschen? Lasset uns, Brüder, durch ein edles Opfer unser Vaterland erhalten! Sterben wir dafür! indem wir unsere furchtbaren Feinde mit uns in das Grab ziehen! Möge unser Sarg ihrem Todeskampfe beivohnen.“

Die letzten Laute des Alten wurden durch den feierlichen Eid übertönt, den sofort alle Mönche ablegten, indem sie den rechten Arm zu einem großen Christusbilde, das auf dem Altare stand, erhoben. Sie schwuren Alle, für Spanien zu sterben. Der Superior stieg rasch von der Kanzel, und auch seine Stimme mischte sich in diesen Todeseid, als dessen Zeuge Gott angerufen ward. Dann umarmte er sie, gab einige Befehle in großer Eile

und verließ das Kloster; die Mönche sanken auf die Kniee und beteten mit Inbrunst. Der Tag neigte sich; ein schwacher Schimmer, einzelne Strahlen der verglühenden Sonne drangen durch die Glasfenster und wurden matter; und bald ruhte die Kapelle in dem Duster, das den heiligen Orten eine so hohe Majestät verleiht. An den staubbedeckten Boden senkten sie das Haupt; endlich gingen sie langsam fort, um in ihren Zellen die Rückkehr ihrer Vorgesetzten abzuwarten. Man hatte sie für Gespenster gehalten, eben dem Grabtuche entstiegen, um den Lebendigen einen Traumbesuch abzustatten, wie sie, vom Nachtdunkel verhüllt, die Arme über die Brust gekreuzt, das Haupt zur Erde gesenkt, über den Vorhof hinschritten, kaum eine Spur ihrer Sandalen an dem Boden zurücklassend. Aber bald war dies feierliche Schweigen unterbrochen; der Superior trat wieder ein; die Klosterglocken begannen in mächtigem Geläute zu erschallen. Die Mönche versammelten sich von Neuem. Mit erheitertem Antlitz trat der Pater vor sie hin; der Zweck seiner Sendung war erreicht.

„Brüder!“ hob er an mit kräftiger Stimme und einem eben so unbeschreiblichen Ausdrucke, als die Physiognomie seines Gesichtes war, das in einem höheren Scheine verklärt zu erglänzen schien; „Brüder! wir können glorreich unser Opfer vollenden! Der Himmel selbst ist unserem heiligen Entschlusse gewogen. Hört! Ein ganzer Generalstab wird in unserem Kloster seinen Aufenthalt nehmen, in Lust und Siegestaumel, um auf der Todtenbahre daraus fortgebracht zu werden. Wohlan, laffet uns heiter sein! Rufen wir das Lächeln auf unsere Lippen zurück, um unsern Gästen ein anmuthiges „Willkommen!“ zu bieten. Unsere Mönchs-Gewänder werden sich nicht gut neben ihren reich geschmückten Uniformen ausnehmen, aber das Grab macht Alles gleich. An's Werk, Brüder, an's Werk, im Namen Spaniens und Gottes!“ —

Die ganze Gemeinde traf freiwillig die Anstalten zu einem glänzenden Empfange. Das düstere Refektorium wurde in einen Banket-Saal verwandelt; es war, als hätte sich jeder Einzelne vervielfacht, so rasch waren alle Zurüstungen vollendet, und die Thüren des Klosters wurden geöffnet. Nach wenigen Minuten erschienen die Franzosen. Alle Mönche, der Superior an der Spitze, gingen ihnen zum Empfange entgegen. Das war ein glänzendes Corps Offiziere, zum großen Theile noch jung und doch schon mit ehrenden Abzeichen der Tapferkeit geschmückt. Man führte sie in den für sie eingerichteten Saal, in dem man ver-

schwe
Die
enth

zu
nicht
wach
bekür
ihren
lang
gen
gerec
men
der
zwei
laut
er sa
beleb
einen

„will
melt

Invo
ein
hatte
gastli
spruc

—
Ihr
und
weit
leitet

sich
mit
sie
ten.

)

schwenderisch alle Zeichen offener Munterkeit an den Tag legte. Die Offiziere waren entzückt, daß man ihnen einen solchen Aufenthalt angewiesen.

Das Mahl begann, und schien bald in einen Schmaus sich zu gestalten. Schüsseln aller Art und alte Weine mangelten nicht. Jene Soldaten, auf dem Schlachtfelde gleichsam aufgewachsen, an das abenteuerliche Leben im Lager gewöhnt, niemals bekümmert um den morgenden Tag, an Nichts denkend, als an ihren Anführer und ihr Schwert, waren darauf gefaßt gewesen, langweilige Klosterbrüder zu finden, durch Fasten und Entbehrungen ausgemergelt, und hatten also nicht im Entferntesten darauf gerechnet, solche Wirthe zu finden. Ihr freundliches Entgegenkommen war zu aufrichtig, und darum überließen sie sich harmlos der Freude eines fröhlichen Tafelgenusses. Endlich, nachdem man zwei Stunden bei Tische zugebracht, befahl der Superior ganz laut, einen hocksledernen Schlauch*) herbeizubringen, der, wie er sagte, den trefflichsten Wein Spaniens enthielt. Aller Blicke belebten sich bei diesem Befehle; man begrüßte den Pater mit einem einstimmigen Vivat.

„Unter diesen Umständen,“ rief der jüngste der Offiziere, „will ich, sobald der Krieg mir eines meiner Glieder verstümmelt, Mönch zu Burgoß werden!“ —

— „Bei meiner Ehre, da ist man viel besser daran, als die Invaliden in Paris!“ rief ein Zweiter. — „Kamerad,“ fügte ein dicker Offizier hinzu, der eine große Schmarre über die Stirne hatte, ich stimme dafür, für diesen alten braven Mönch, der so gastlich unsere Ankunft feiert, den Orden der Ehrenlegion in Anspruch zu nehmen.“ — — „Angenommen! angenommen!“ — „Und,“ nahm wieder der erste Sprecher das Wort, „wollt Ihr Großkreuz werden, so dürft Ihr Euch nur reisefertig machen und uns einige Tage in Madrid erwarten. Da seid Ihr nicht weit von dem Punkte, wo der Kaiser selbst die Geschäfte leitet.“ — —

Dieser unüberlegte Spott empörte die Mönche; Buth malte sich in ihren veränderten Mienen. Sie blickten den Superior mit einem so drohenden Ausdruck an, daß die Franzosen, wären sie bei kälterem Blute gewesen, sicherlich Argwohn geschöpft hätten. Der Pater blieb unbeweglich.

*) Nicht nur in Spanien, sondern in den meisten warmen Ländern, wird der Wein in ledernen Schläuchen, also nicht, wie bei uns in Fässern, aufbewahrt.

— „Wohlan!“ rief er mit anscheinender Ruhe, „auf die Gesundheit des Kaisers! Auf die Gesundheit der unüberwindlichen Armee!“

Und ohne weitere Umstände nahm er das Glas eines jeden Gastes, tauchte es in den geöffneten Schlauch, und gab es, bis zum Rande gefüllt, seinen Eigenthümern zurück. Als er so die Runde gemacht, erhob er sich:

— „Ihr seht, wir behandeln Euch als Freunde, ohne besondere Umstände. Der Wein, den wir eben trinken, wäre besser gewesen, hätte man ihn ungefüllt. Indes kommt darauf nichts an. Der leichte Nachgeschmack, den er behalten, verschwindet vor dem herrlichen Arom und dem köstlichen Geschmack, der ihn auszeichnet. Wohlan, meine Tapfern! bei der ersten Gesundheit aufgestanden! und daß Jeder mir Bescheid thut bis auf den letzten Tropfen!“ —

Mit großer Eile stand Alles auf. Der Name Napoleon wirkte stets elektrisch auf seine tapferen Soldaten. Man trank den alten spanischen Wein! — — Aber die Gläser waren kaum geleert, als die Zeichen sichtbarer Befriedigung und erfüllter ungeduldiger Erwartung sich an den Mönchen zeigten. Mit der Heiterkeit eines Märtyrers erhob der Superior seine Blicke zu dem hohen Gewölbe des Klosters, gleichsam als wollte er Gott für eine besondere Gnade danken. Auch diese Bewegung entging den Offizieren, die bereits durch das wiederholte Trinken unnebelt waren. Schlag auf Schlag wurden auf die dringenden und immer erneuten Bitten der Brüder die Gläser aus dem Schlauche gefüllt. Die Trunkenheit fand sich ein, und bachantische Gesänge ließen sich in diesem alten Raume vernehmen, der bisher nur fromme Psalmödien gehört. Das schreckliche Drama eilte seiner Entwicklung entgegen. In dem Augenblicke, da die Stimmen aller Offiziere einen lustigen Refrain aus einem heitern französischen Liede im Chor wiederholten, gab der Superior seiner Gemeinde ein Zeichen. Die Mönche verließen sofort ihren Platz, zogen sich in eine Ecke des Refectoriums zurück und bildeten eine dreifache Reihe, den Franzosen gegenüber. Der Pater gab das Zeichen, und mitten in dem Schweigen, das eingetreten, begann er in grauenvoller Weise einen Todten-Gesang. Die Mönche antworteten im Wechselgesange bis zum Ende des Psalms. Die Franzosen sahen mit einer Art von Schwindel dies unerwartete Schauspiel an, und als der Grabes-Gesang geendet, und alle Mönche ihre sprühenden Augen auf sie hefteten und sie mit unheimlichen

Blic
sich
schw
sie a
heit

„Ga

Han
aber
Stipp
schüt
gend
Herr
„Die
die

fönn
bitte
Mül
ziehe
nisch

höhn
gen
daß
Vate
Herg
habt
besse
Seel
Zeit

und
ein!
fom
giste

die
Der
wah

Blicken, gleich denen des Nachtraben, betrachteten, da sträubte sich ihr Haar, und ihr Angesicht bedeckte sich mit kaltem Angstschweiß. Vielleicht überkam sie eine Ahnung des Opfers, zu dem sie ausersehen waren. — Einer von ihnen ging mit Entschlossenheit und Würde an die Mönche heran.

— „Was soll das Alles bedeuten?“ fragte er gebieterisch. „Haben wir es mit Verräthern zu thun?“

Sogleich folgten die übrigen Offiziere nach und legten die Hand an den Degen, die Mönche mit Fragen bestürmend. Diese aber blieben regungslos, ein hämisches Lächeln flog über ihre Lippen. Ohne seinen Platz zu verlassen, ohne die geringste Erschütterung zu verrathen, mit den Fingern auf das Pflaster zeigend, entgegnete der Superior: „In einer Viertelstunde, meine Herren Franzosen, lieget Ihr hier auf diesen Steinen!“ — „Lieget Ihr Alle auf diesen Steinen!“ — wiederholten die Mönche mit Grabesstimmen.

— „Auf daß Ihr ausruhet von Euren Mühen und erwarten könnet den Tag, wo Ihr nach Madrid ziehet!“ fügte der Pater bitter spottend hinzu. — „Auf daß Ihr ausruhet von Euren Mühen und erwarten könnet den Tag, wo Ihr nach Madrid ziehet!“ wiederholten wiederum die Mönche, gleichfalls mit höhnischem Tone.

„Die edlen Sieger, die ihre Wirthe an ihrem Tische verhöhn! Die hochherzigen Krieger, die mit Spott und Drohungen den Geist der Gastfreundlichkeit erwiedern! Ihr habt geglaubt, daß die Spanier nichtswürdig genug seien, das Unglück ihres Vaterlandes mit Freuden anzusehen, und daß sie mit unverstellter Herzlichkeit die Hände ihrer Bedrücker ergreifen werden! Das habt Ihr geglaubt! — Aber Spanien wird durch seine Söhne besser vertreten! — Wohlan, stolze Franzosen, denket an Eure Seele, und betet zu Gott! Ihr habt keine Viertelstunde mehr Zeit!“

Der Pater hatte noch nicht geendet, als die Degen blitzen und die Offiziere sich auf die Mönche werfen wollten. „Haltet ein!“ rief der Pater; „der Tod wird auch ohne Euer Schwert kommen! Er ist für uns Alle im Anzuge! Wir Alle sind vergiftet!“ —

Bei diesen Donnerworten entsanken den Händen der Offiziere die gezogenen Degen; sie standen da, von Schreck versteinert. Der Prior, wieder ruhig geworden und gefaßt, fing an mit wahrhaft erhabenem Muth, andere Gebete herzusagen. Aber

die ersten Wirkungen des Giftes ließen sich spüren, und Alle, die Mönche wie die Offiziere, stießen furchtbare Seufzer aus, und wanden sich in grauem Schmerze.

Mitten in der Agonie, schon von den letzten Zuckungen erfaßt, die Gesichtszüge entstell, geschwärzt und bleifarben, suchte jeder Franzose mit brechendem Auge seinen theuersten Freund, seinen erprobtesten Waffengenossen, und schleppte sich zu ihm, um in seinen Armen auszuhauchen. Einige riefen den Namen des Kaisers, Andere den ihres Geburtslandes oder den Namen der Eltern, Diese weinten, Jene fluchten. Es war eine erschreckliche Scene. Immer näher kam der letzte Augenblick, immer gewisser wurde Jedem der Tod.

Am nächsten Morgen, bei dem letzten Scheine der verlöschenden Fackeln trug man die starren, kalten Leichen weg! Es waren sechszig an der Zahl!

Die drei Indianer.

(Gedicht von Lenau.)

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruthen
Beißt er schneller die beschäumten Fluthen,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.*)

Indianer steh'n am bunten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne,
Greis der Eine, mit ergraumt Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei Andern seine starken Söhne.

*) Der Niagara fall ist unter allen Wasserfällen der Erde der größte und stärkste, nicht sowohl seiner Höhe als vielmehr seiner ungeheuren Wassermenge nach. Er befindet sich auf der Grenze zwischen den vereinigten Staaten und Canada, nicht weit von dem Ausflusse des Niagara aus dem Erisee. Sein Getöse ist auf vier Meilen hörbar.

Seine Söhne jezt der Greis betrachtet,
 Und sein Blick sich dunkler jezt unnachtet,
 Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
 Und sein Aug' versendet wild're Blicke,
 Als das Wetter durch die Wolkenriße,
 Und er spricht aus tiefempörtem Herzen:

„Fluch den Weisen! ihren lezten Spuren!
 Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
 Die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
 Fluch dem Windhauch' dienstbar ihrem Schiffe!
 Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
 Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!“

„Täglich über's Meer in wilder Eile
 Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
 Treffen uns're Küste mit Verderben.
 Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
 Als im Herzen tödtlich bitt'res Gassen:
 Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!“

Also sprach der Alte, und sie schneiden
 Ihren Nachen von des Ufers Weiden,
 Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
 Und nun werfen sie weithin die Ruder,
 Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder,
 Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

Laut ununterbroch'ne Donner krachen,
 Blicke flattern um den Todesnachen,
 Ihn umtaumeln Möven, sturmesmunter,
 Und die Männer kommen, feckentschlossen,
 Singend schon dem Falle zugeschossen,
 Stürzen jezt den Katarakt*) hinunter.

*) Katarakt = Wasserfall.

Der dankbare Sohn.

In England lebte ein armer Tagelöhner mit seinem Weibe und einem einzigen Sohn, Johann. Nachdem der Mann frühe gestorben war, ging es bei der armen Wittve fast bis an's Hungersterben. Eines Tages sagte nun ihr Sohn zu ihr: „Liebe Mutter, wir wollen doch nicht Hungers sterben, und Arbeit ist keine zu haben; laß mich eine Zeitlang auf die See gehen; ich will versuchen etwas Geld zu verdienen.“ Es wurde dem Weibe zwar sehr sauer, sich von ihrem Sohn zu trennen; aber die Zeiten waren schlecht, und da er so erpicht darauf zu sein schien, nahm sie mit schwerem Herzen Abschied von ihm, und er suchte im nächsten Seehafen einen Platz auf einem Kauffahrteischiff zu bekommen. Johann probirte es da und dort; aber einige Tage lang konnte er nichts finden, und er wollte schon die Hoffnung aufgeben, als er plötzlich einem Schiffskapitain begegnete. „Brauchen Sie keinen Schiffsjungen?“ fragte Johann. Ja, das ist's gerade was ich suche, erwiderte der Kapitain. „Ach, mein Herr, so nehmen Sie mich!“ Gut, wo hast du deine Zeugnisse? „Ach, lieber Herr, hier kennt mich Niemand; in meinem Dorf könnte ich leicht Zeugnisse bekommen, aber in dieser Stadt bin ich ganz fremd.“ Ohne Zeugniß kann ich dich nicht nehmen, sagte der Kapitain. „O, ich will gewiß recht gehorsam sein; ich will alles thun, was Sie mich heißen.“ Ganz wohl geredet, mein Junge, erwiderte der Kapitain; aber ich sage dir, ich muß ein Zeugniß haben, sonst kann ich dich nicht auf meinem Schiffe anstellen. Johann sah einen Augenblick bedenklich und niedergeschlagen aus; dann fiel ihm seine Taschenbibel ein, die er in der Sonntagsschule als Belohnung bekommen hatte. In die Bibel war vorne etwas hineingeschrieben, das zeigte er dem Kapitain und sagte: „Lieber Herr, können Sie nicht das als Zeugniß gelten lassen?“ Der Kapitain nahm die Bibel und las: Geschenk für Johann Reynolds wegen seiner guten Aufführung in der Sonntagsschule. Ja, ja, mein Junge, sagte er hierauf, auf diese Empfehlung hin will ich dich nehmen; komm nur gleich mit mir.

So kam Johann auf ein Kauffahrteischiff, das nach St. Petersburg fuhr. Nach einigen Tagen erhob sich ein Sturm, der immer heftiger wurde und dem Schiffe einen furchtbaren Untergang drohte. Johann nahm seine Taschenbibel und las mit lauter, feierlicher Stimme den 51. Psalm. Auf seinen Knien

rief
Stur
pitain
auf
Psal
hören
seine
mehr
Tag
Gebe
men,
T
Knab
ruffis
Balaf
Da f
Staa
dersel
eine
schrie
Das
tönte
zu sei
fer,
Ich
rufen,
gehör
was
spang
du ei
nach
eine
sie ge
kämen
dieser
sehen,
spange
erhielt
Gesche
pitain
war,

rief der Matrosenknaube zu dem Gott, der allein den tobenden Sturm stillen kann. Die Matrosen, der Steuermann, der Kapitain fielen einer nach dem andern neben dem Schiffsjungen auf die Kniee nieder, während er mit erhobener Stimme den Psalm vorlas. Es gefiel Gott, ihr vereinigt Flehen zu erhören; der Sturm legte sich, und das Schiff konnte unverfehrt seine Reise fortsetzen. Im Verlauf derselben sagte der Kapitain mehrmals zu dem wackern Schiffsjungen: „Es war ein glücklicher Tag für mich, als ich dich in mein Schiff aufnahm; durch dein Gebet ist es gerettet worden. Wenn wir nach Petersburg kommen, sollst du einen Feiertag haben.“

Der Kapitain hielt sein Versprechen, und Johann lief nach Knabenart in der Stadt herum, um alle Merkwürdigkeiten der russischen Hauptstadt zu sehen, namentlich aber den kaiserlichen Palaß, und die vornehmen Leute, die dort aus- und eingingen. Da stand er und staunte über alle diese Pracht. Während ein Staatswagen um den andern vorüberfuhr, fiel etwas aus einem derselben vor seinen Füßen nieder. Es war eine Armspange, die eine vornehme Frau verloren hatte. Johann hob sie auf und schrie dem Kutscher laut nach: „Halt! halt!“ aber vergeblich. Das Rauschen und Lärmen im Gedränge der großen Stadt übertrönte seinen Ruf, und der Schiffsjunge kehrte mit der Armspange zu seinem Kapitain zurück. „Du bist ein Glückskind,“ sagte dieser, „das sind Diamanten; wie bist du denn dazu gekommen?“ Ich habe es vom Boden aufgehoben und dem Kutscher nachgerufen, er soll halten; aber er ist fortgefahren und hat mich nicht gehört. „Nun,“ sagte der Kapitain, „so hast du alles gethan, was du unter solchen Umständen thun konntest, und die Armspange gehört dir.“ Nein, Kapitain, sie gehört nicht mir. „Wie, du einfältiger Bursche, gib mir die Diamanten, und wenn ich nach London komme, so will ich sie für dich verkaufen; du kriegst eine Menge Geld dafür.“ Das mag sein, sagte Johann, aber sie gehören nicht mir, und wenn wir wieder einen Sturm bekämen, wie im Herweg, was dann, Kapitain? „Ja, ja,“ sagte dieser, „du hast Recht; es war nicht mein Ernst; wir müssen sehen, daß wir die Frau unschuldig machen, welcher die Armspange gehört.“ Das war auch bald geschehen, und Johann erhielt von der Eigenthümerin zum Lohn für seine Ehrlichkeit ein Geschenk von 420 fl.; dafür kaufte er nach dem Rath des Kapitain Pelzwerk, und löste, als er nach London zurückgekommen war, nicht weniger als 960 fl. daraus.

So war Johann auf einmal reich geworden; sein Herz hülfte vor Freude; er machte sich so schnell als möglich auf den Weg nach seinem Dorf, und stand bald vor der wohlbekannten Thüre seines kleinen elterlichen Häuschens. Aber welcher Anblick zeigte sich ihm da! Der schmale Fußweg zur Thüre der Hütte war ganz mit Gras und Unkraut überwachsen, die Läden waren zu, alles war verlassen und verwaist. In dem brennenden Schmerz verwelkten alle Hoffnungen des armen Johann; er konnte nicht mehr zweifeln, daß seine liebe Mutter gestorben sein müsse. Da stand er vor der verwaisten Hütte und starrte sie an; weinen konnte er nicht, reden auch nicht. Ach, wie schneidend, wie schmerzlich waren seine Empfindungen!

Gerade in diesem Augenblick trat eine Frau aus einer benachbarten Hütte. „Bist du's, Johann?“ Er gab keine Antwort; die Frau sah gleich, was in seinem Innern vorging. „Deine Mutter ist nicht todt, Johann.“ Nicht todt? gewiß nicht todt? Und nun liefen große Thränen reichlich über seine Wangen herab. Wo ist sie denn? „Im Armenhaus ist sie,“ sagte die Nachbarin. Ist das alles? sagte Johann, wischte sich die Thränen ab und lief mit klopfendem Herzen dem Armenhaus zu. Dem Hausmeister sagte er, er wolle seine Mutter haben. „Was willst du denn mit ihr?“ fragte dieser, indem er den armen Schiffsjungen voll Verwunderung ansah. Sie selber erhalten, antwortete Johann. „Du sie erhalten? Du siehst mir gerade so aus!“ sagte der Hausmeister. Aber es blieb dabei, Johann setzte seinen Willen durch, er führte seine Mutter im Triumph fort aus dem Armenhaus, voll Freude, daß er ihr ein ruhiges, sorgenloses Alter verschaffen könne.

Das hatte Johann Reynolds aus dem Wort Gottes gelernt; die Bibel machte ihn zu einem ehrlichen Knaben und zu einem gehoramen und dankbaren Sohn.

Pf. 119, 130. Wenn dein Wort offenbar wird, so erfreuet es und macht klug die Einfältigen.

Ein Aleeblatt.

In einem Dorfe waren drei Männer, die nannte man vielseitig gebildet und aufgeklärt. Das waren der Förster, der

Schreiber und der holländische Kuchenbäcker. Der Förster tobte im Dorf und Wald von früh bis spät und fluchte, daß die Bäume hätten brechen mögen. Und weil er mit seinen losen Worten gleich wie mit Heshunden durch alle Forsten schweifte, alle Anstände scharf revidirte und an aller Welt viel zu bessern wußte, so galt er für einen feinen Kopf. Nicht minder der Schreiber, dessen Zunge so spitz war, wie seine Feder, und der so klug sprach, wie ein Buch. Diesen beiden war der Dritte, der Bäcker, ganz ebenbürtig. Der ließ an anderer Leute Gebäck kein gutes Haar, wollte alles Brod in seinen Ofen schieben und darin nach seinem Wiße gahr backen. Diese Drei nun machten im Dorfe eine engverbrüderete Gesellschaft aus; aßen, tranken, spielten, fluchten, zoteten einen Tag wie den andern; gingen in keine Kirche, kamen zu keinem Abendmahl und hatten's ihren Spott.

Eines Abends traf der alte Lukas, des Wirthes Schwiegervater, mit ihnen im Wirthshause zusammen. An dem kleinen Tische des Zimmers las er eben für sich in der Bibel; sie lag aufgeschlagen vor ihm. Da dringt das gottlose Gesproß des liederlichen Kleeblatts von dem andern Tische zu ihm herüber. Das Herz im Leibe hätte sich ihm umwenden mögen. „Was du thust, so bedenke das Ende!“ rief da der alte Lukas, indem er aufstand, seine Brille in die Bibel legte und fortging. Sie aber lachten ihm nach und verhöhnten ihn, wenn er sich im Wirthshause wieder sehen ließ. Deshalb blieb der alte Lukas ganz weg. Die Drei aber trieben unbehindert ihr böses Wesen nach wie vor. Der Förster tobte und fluchte über schlecht Wetter und schlecht Regiment; der Schreiber kritisirte die Throne im Himmel und die Throne auf Erden, der Bäcker besorgte mit dem alten Sauerteig der Bosheit und Schalkheit, welchen er dazu that, die volle Gährung unter den Wirthshausgästen. Der alte Lukas aber ließ sich nicht mehr sehen; denn er wollte nicht sitzen, wo die Spötter sitzen.

Nach einigen Jahren war plötzlich der Förster aus dem Orte verschwunden: er hatte wegen Untreue Amt und Ehre verloren. Der Schreiber saß wegen falscher Urkunden, die er gemacht, im Zuchthause. Und der Holländer war, nachdem er sein Gut verpraßt hatte, davon gezogen und Niemand wußte, wohin.

Da erschien der alte Lukas wieder im Wirthshause, sein Schöpplein zu trinken. Herzlich bewillkommten die Gäste den biedern Altvater, der so lange weggeblieben war, erinnerten sich

des Spruches, mit dem er geschieden: „Was du thust, so bedenke das Ende!“ und gedachten auch jener drei Männer, die ein so jämmerliches Ende genommen hatten. Da ließ sich der alte Lukas von seinem Schwiegersohne die Bibel bringen, schlug auf und las Ps. 37, 35.: „Ich habe gesehen einen Gottlosen, der war trotzig, und breitete sich aus, und grünete wie ein Lorbeerbaum. Da man vorüberzog, siehe, da war er dahin; ich fragte nach ihm, da ward er nirgends gefunden.“ — Ihr nanntet sie aufgeklärt, sprach der Altvater; aber sie waren verblendet. Ihr hießet sie gebildet; aber sie waren unwissend. Sie galten euch für kluge Köpfe, und waren doch schon vor ihrem Falle arme Tröpfe. Hätten sie doch das Sprüchwort befolgt: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten!“ — Dann möchte es jetzt wohl besser um sie stehen. — Alle Anwesenden gaben dem Alten recht, und Mancher schämte sich noch nachträglich, daß er so oft dem lieberlichen Kleeblatte zugehört hatte.

Träue, schaue, wem?

In innigster Verwandtschaft mit dem Sprüchwort, welches wir als Ueberschrift gewählt haben, stehen die beiden Sprüchwörter: „Das Kleid macht den Mann,“ und „das Kleid macht nicht den Mann.“ Jeder wird sogleich einräumen, daß Einer nach der neuesten Mode gekleidet sein kann; daß das Tuch seines Rockes zu drei Thaler gekauft ist, und daß trotzdem und alledem das Subjekt, welches in einem solchen Rocke steckt, ein grundsichlechtes zu nennen sein dürfte. Darum die Augen auf! Träue, schaue, wem! Wollen's durch eine Geschichte beweisen, die nicht erfunden, sondern buchstäblich wahr ist.

Zwischen Anna und Dortmund liegt eine Reihe gesegneter Dörfer, in der fruchtbarsten, kornreichsten Gegend. Da gibt's manchen Schulz, der's hat und der's kann und der's auch davon nimmt, um sich das Leben angenehm und comfortabel zu machen, wie der Engländer sagt. Zu einem solchen Schulz, der in einem dieser Dörfer wohnt, ein schönes Eigenthum und dabei eine besuchte Wirthschaft hat, kommt an einem schönen Nachmittage ein Handelsmann, und zwar ein vornehmer, wie sich aus seiner Kleidung und seinem ganzen Wesen ergibt. Er läßt sich zunächst einen Kaffee machen, mit Stuten, Wurst und Käse dabei;

fragt
die I
wür
seht
ren I
Welt
sonde
name
Steu
Sollt
lich f
Kauf
denn
damit
und
fern.
gerne
u. f.
Kauf
auf d
gebra
Erbse
einem
herbei
will ;
schaut
Arme
W
Duid
begegt
zu we
„
Mann
gehen;
—
Guert
der F
um se
so viel
wieder
„wo e

fragt dann, ob er die Nacht dableiben könne mit seinen Leuten, die bald mit fünfzig Schweinen, die er gekauft, nachkommen würden. Die Frage wird mit „Ja“ beantwortet und der Schulz setzt sich zu seinem Gaste, von dem er Manches Neue zu erfahren hofft. Man lebt ja einmal in der Welt und muß mit der Welt fortschreiten. Der Schweine-Kaufmann aber war ein absonderlicher, er wußte über Alles mitzusprechen, und abzusprechen; namentlich fing er mit der Regierung und mit der zu hohen Steuer an. Das war dem Schulzen Wasser auf seine Mühle. Sollte doch der Bliß drein schlagen! Hatte man ihn nicht kürzlich sogar mit zur Einkommensteuer herangezogen? Der Schweine-Kaufmann aber hatte gesunde Ansichten, wie der Schulze meinte, denn er wollte im Staatshaushalte ein Sparsystem einführen, damit der Steuern weniger würden. Der Kaffee ging zu Ende und der Kaufmann bestellte eine Flasche Wein mit zwei Gläsern. Natürlich, der Schulze soll mittrinken; und dieser trinkt gerne mit, stößt mit seinem Gaste an, auf eine bessere Zukunft u. s. w. „Die Schweine werden bald kommen,“ meinte der Kaufmann, „laßt doch für meine Rechnung einen Scheffel Erbsen auf die Diele streuen, damit sie zum Entree — der Kaufmann gebrauchte oft so ein fremdes Wort — Etwas finden.“ — Die Erbsen werden ausgestreut und die Flasche geht zu Ende. Auf einem Bein kann man nicht stehen, deshalb wird eine zweite herbeigeholt. Der Schulz geräth mehr und mehr in's Feuer und will zuletzt sogar das stehende Heer abgeschafft wissen. Besorgt schaut der Kaufmann durch's Fenster, ob seine krummschwänzige Armee noch nicht angerückt kommt.

Vergebens! Weder ein Krummschwanz ist zu sehen, noch ein Quackquack zu hören. „Hört, Schulze, denen muß ein Unglück begegnet sein!“ spricht der Kaufmann, „ich fange an, unruhig zu werden; ich will ihnen entgegen gehen.“ —

„Da habt Ihr recht,“ spricht der Schulz, „selbst ist der Mann; darum seht eilig nach. Aber's Marschieren wird schlecht gehen; nehmt meinen Fuchs, er steht ja so im Stalle.“

— „Wenn Ihr's erlaubt, herzlich gern, Herr Schulz, denn Guer Wein ist nicht der schlechteste im Lande.“ — Also wird der Fuchs vorgeführt und der Herr Kaufmann trabt bald davon, um seine geschwänzige Armee aufzufuchen. Der Schulze aber hat so viel von ihm empfangen, daß er eine ganze Stunde daran wiederzukäuen hat. „Er ist ein Allerweltsker!“ jagte er endlich; „wo er doch bleiben mag? den Treibern muß wirklich ein Unfall

ist, so
Männer,
ließ sich
bringen,
n Gott-
ete wie
dahin;
— Ihr
ren ver-
d. Sie
r ihrem
befolgt:
es jetzt
n Alten
c so oft

welches
Sprüch-
Kleid
räumen,
daß das
trotzdem
ke steckt,
gen auf!
erweisen,

segneter-
a gibt's
h davon
bel zu
ulz, der
d dabei
Nachmit-
sich aus
läßt sich
e dabei;

zugestossen sein.“ Der Kaufmann kommt immer noch nicht; aber endlich kommt der Levi aus Unna dahengeritten auf dem Fuchs und bringt dem Schulzen einen Brief, des Inhalts: „Ich kann heute nicht kommen; weil die Schweine gar zu müde sind. Der Ueberbringer bringt den Fuchs zurück. Die Rechnung werde ich nächstens 2c. 2c. 2c.“

Der Schulz fuhr nicht wenig auf; denn der Wein war verraucht.

— „Führt den Fuchs in den Stall!“ rief er dem Knechte zu.

— „Waiß!“ rief der Jude, „ich hab' keine Zeit, und will nicht aufhalten.“

— „Führt den Fuchs in den Stall!“ wiederholte der Schulze.

— „Bitte!“ rief der Levi, „ich will machen, daß ich fortkomme.“

Da löste sich denn endlich das Mißverständniß: der vermeinte Kaufmann hatte das Pferd an den Juden verkauft, ihn also um 90 und einige Thaler betrogen. Der Schulze konnte die Beche austreichen und die ausgestreuten Erbsen wieder zusammenkehren lassen. — Also: „Trau, schau, wem?“ —

Ein andermal kam derselbe Kunde auf den Hof eines biedern, aber schon betagten Landmannes, der sich wenig um den Lauf der Welt kümmerte, also auch mit den Schlichen und Kniffen solcher Industrieritter nicht bekannt war; dieses Mal aber nicht als Kaufmann, sondern in der Eigenschaft eines Eisenbahn-Beamten. Er lief über den Hof hin und her, auch in den Garten hinein, und steckte hin und wieder Stöcke mit Papierstreifen in die Erde, wie's die Feldmesser machen, wenn sie ein Stück Land abmessen wollen. Die Bäuerin, ein altes gutes Mütterchen, bemerkte dies zuerst und rief ihren Mann: „Vater, sagte sie, was mag der fremde Herr wollen? Sieh doch einmal zu!“ Der Bauer stopfte sich zuerst gemächlich eine Pfeife und geht dann hinaus. „Ja,“ rief er dem Fremdling zu, „was gib't's hier?“ — „Wie?“ fragte der verkappte Schurke, „darnach fragt Ihr? Habt Ihr denn noch nicht gehört, daß von Dortmund eine Zweigbahn gebaut wird? Ich bin beschäftigt, dieselbe zu vermessen und die Linie auszustechen.“

— „Was?“ rief der alte Landmann erschrocken, „eine Eisenbahn über meinen Hof, durch meinen Garten?“

— „Ja, daran ist nichts zu ändern. Freut Euch, denn Ihr bekommt Guern Boden dreifach bezahlt.“

Nach
sich

Hof

bat
lich

man

„Zu

Insp

Diese

es se

Ihr

war

fünfs

Herr

Levi

hern

wiede

es se

Alte,

nur

Kauf

bisw

haben

ob se

lich

der

Zu

„Ich mich darüber freuen? Ueber die Eisenbahn? Tag und Nacht keine Ruhe mehr auf dem Hofe, und darüber soll man sich freuen?“

— „Also Ihr wünscht nicht, daß die Bahn über Guern Hof gehe?“

— „Gott, was gäbe ich darum, wenn ich's verhindern könnte.“

— „O, das ließe sich vielleicht doch noch machen, aber — —“

Dem alten Landmann ging ein Hoffnungstern auf und er bat den Gauner, mit ihm in's Haus zu gehen, wo derselbe herrlich bewirthet wurde. Hier kam man denn auch überein, wie man es machen wolle, daß die Bahn eine andere Richtung nähme.

„Zunächst“ — sagte der Betrüger, „kommt es darauf an, den Inspektor blind zu machen; fünfzig Thaler werden dazu hinreichen. Diese muß ich aber sogleich haben. Wenn dann nach 6 Wochen es feststeht, daß die Bahn nicht über Guern Hof geht, zahlt Ihr mir für meine Mühe auch fünfzig Thaler.“ Der Bauer war damit ganz zufrieden, holte einen leinen Sack und zählte fünfzig blanke Thaler auf. Eben in dem Augenblicke, als der Herr „Eisenbahngeometer“ das Geld einsäckeln wollte, kam der Levi aus Anna mit zwei Gensdarmen an und nahmen den saubern Vogel gefangen. Vergnügt strich der Bauer sein Geld wieder ein, aber noch größer war die Freude, als er vernahm, es sei gar von keiner Zweigbahn die Rede. „Ja, ja!“ rief der Alte, „das Sprichwort hat wohl recht: Traue, schaue, wem!“

Kampf an des Adlers Horst,

oder:

dem Muthigen läßt es Gott gelingen.

(Mit einem Bilde.)

Der Leser hat gewiß schon anderwärts — und wär's auch nur im gewöhnlichen Schullesebuche — von jenen gefährlichen Raubvögeln, den Kämmergeiern, Steinadlern u. gehört, welche bisweilen sogar Kinder geraubt und in ihren Horst getragen haben. Man sollte nun glauben, die lieben Schweizer würden ob solcher traurigen Erfahrungen vorsichtiger, und es sei eigentlich so ganz unmöglich, daß heutzutage noch solche Raubanfälle der „Könige der Lüfte“ sich ereignen könnten. So selten

aber, wie Könige sind, so selten sind so entseßliche Thatsachen; und darum ist's wohl einer Mutter zu verzeihen, wenn sie un-
plötzlich von einem solchen Gewaltigen sich überraschen läßt. Doch
zur Sache!

Im September des Jahres 1855 trug sich im Juragebirge
folgende Begebenheit zu. Eine Heuerin war mit Nähen beschäf-
tigt und hatte ihren Säugling, wohl und fest auf die landes-
übliche Art in ein Wickelzeug verpackt, mit auf die Matte ge-
nommen, und denselben, um ungehindert arbeiten zu können, im
Grase niedergelegt. Ihre Arbeit entfernte sie ein Wenig von
dem Platze, wo das Kind schlummerte. Plötzlich vernimmt sie
ein Rauschen in der Luft, hört ein paar gewaltige Flügelschläge
und sieht einen Steinadler pfeilgeschwind sich mit ihrem Knäbchen
fast senkrecht emporheben. Ein Schrei der Verzweiflung entfährt
ihren Lippen und man sieht sie dem Räuber ihres Kindes nach-
eilen. Wie aber dem König der Lüfte folgen, der jetzt hoch in
der Luft schwebt, seinen Horst umkreist und dessen hungrige Brut
kreisend die Beute erwarten!

Der Raub ist aber auch von einigen Hirten, die auf einer
obern Staffel Ziegen weideten, bemerkt worden, indem sie durch
den Jammergeschrei des Weibes aufmerksam wurden. Die Hirten,
unter ihnen der siebenzehnjährige Johann Imthal,
schreien nicht, denn sie wissen wohl, daß sie den Adler erschrecken
könnten, und daß dieser dann seine Beute aus der schwindelnden
Höhe fallen lassen würde; aber sie harrten in Ruhe und Beson-
nenheit des entscheidenden Augenblicks, wo der Raubvogel in
seinem Horste angekommen war, und jetzt, wo sie das Kind vor
dem tödtlichen Sturze gesichert sahen, erhoben sie von zwei Sei-
ten her ein so furchterregendes Geschrei, daß der Räuber schnel-
ler noch von seinem Horste abstob, als er ihn eben in Besitz
genommen hatte. In unglaublicher Zuversicht und Kühnheit klettert
jetzt Johann mit Hülfe der Steigeisen und seines Schaftes an
der fast senkrechten Wand empor. Sein Fuß prüfte dabei jeden
verdächtigen Stein, vorsichtig ermaß er jeden Schritt, — denn
er schonte seines Lebens zur Rettung eines zweiten. Die Anfälle
des Adlers achtete er nicht, da das Geschrei der Hirten und
deren Steinwürfe den Erfolg derselben vereitelten, und seine Auf-
merksamkeit ungetheilt dem gefährlichen Pfade widmend, stand er
endlich glücklich an der seltsamen Wiege, in die der Adler das
Kind gebettet.

äng
säur
drey
mit
der
acht
stür
grun
in d
wege
Unm
zulaß
so d
er d
erach
keine
entde
erfar
Aug
ohne
aber
traue
bis
seiner
kaum
des
der
raube
schrei
unbe
noch
zeitig
dense
ihn
sens
sprech
Brust
Lorne
da er

Das unbeholfene, durch die Unruhe der jungen Vögel geängstigte Knäbchen schrie kläglich seinem Retter entgegen. Dieser säumte deshalb nicht, der Brut des Räubers die Hälse umzudrehen und sie in die Tiefe zu schleudern. Kaum aber hatte der muthige Jüngling diese Wiedervergeltung begonnen, als auch der Adler weder des Schreiens noch der Würfe der Hirten mehr achtete, sondern sich wüthend auf den Mörder seiner Kinder stürzte, und mit seinen gewaltigen Flügelschlägen ihn in den Abgrund zu schleudern drohte. Johann überschaute jetzt die Gefahr, in der er schwebte in vollem Umfange. Im Aufsteigen des Rückweges nicht gedenkend, leuchtete ihm nun im Niederschauen die Unmöglichkeit ein, sich sammt dem Kinde von dieser Höhe durchzulassen, und da die Wand der dritten Staffel weit überhing, so gab es noch weniger einen Ausweg nach oben. So mußte er denn sich und das kaum errettete Kind zugleich für verloren erachten; denn wie er auch sann, wohin er auch ausschaute, in keiner Weise wollte es ihm gelingen, ein Auskunfts mittel zu entdecken. Obgleich er das Mißliche seiner Lage in vollem Lichte erkannte, so gab er sich doch nicht der Verzweiflung hin. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke durch ein gewagtes Absteigen ohne die Bürde des Kindes sich selber mindestens zu erretten; aber er verwarf den Gedanken mit edler Entrüstung. Der vertrauensvoll auf ihn gerichtete Blick der beraubten Mutter, die bis zum Fuße der Wand ihm nachgeklütert, von da aus jede seiner Bewegungen verfolgte, rührte ihn tief, und obwohl er kaum zweifeln konnte, daß diese Felsenplatte sein Golgatha und des Adlers Horst sein Grab sein werde, so wollte er dennoch der nicht sein, welcher der armen Mutter ihre letzte Hoffnung raube; — wie zur sicheren Verheißung hielt er deshalb das schreiende Kind weit über den Rand hinaus der Mutter entgegen.

Johann's regungsloses Verhalten in dieser gewagten und unbefchützten Stellung blieb vom freisenden Adler weder unbemerkt noch unbemegt. Der Geißhirten Warnung erscholl zwar noch zeitig genug, zur Rettung des Säuglings; kaum aber, daß Johann denselben in den Horst gelegt, so schleuderte des Adlers Stof ihn selbst mit solcher Heftigkeit zu Boden, daß er über des Felsens Kante halben Leibes hinausging. Ein Klage laut unaussprechlichen Jammers erklang aus der Tiefe — er entquoll der Brust der verzweiflungsvollen Mutter des nun für immer verlorenen Kindes. Wo aber kaum ein Wunder noch retten konnte, da erhielt den Jüngling der Feind selbst am Leben. Ein zweiter

Flügel Schlag des blind wüthenden Thieres schnellte ihn wieder vom Rande des Abgrundes zurück und so gewaltsam, daß er über das Nest hinflog und hinter diesem niederfiel. Der Steinadler stürzt sich nämlich niemals senkrecht auf seine Beute, sondern er schießt in schräger Richtung dem Ziele zu; deshalb war der überhängende Fels ein Hinderniß für ihn, auf Johann fortwährende Angriffe aus der Höhe herab zu machen; nun aber hatte Johann zu seiner Vertheidigung Nichts als seinen Schaft, von diesem konnte er jedoch des Raumes Enge wegen wenig oder keinen Gebrauch machen, und er gerieth nun in Verlegenheit, wie er sich mit Nachdruck und Erfolg des gewaltigen Raubanfalls erwehren solle. Seine ruhige Besonnenheit verließ ihn nicht; er entdeckte schnellen Umblicks sofort eine passende Waffe im Horst des Adlers selbst; denn da diesem aus schwanken Ruthen und Heidekraut aufgeschichteten Bau dicke Nester und Zweige zur Grundlage dienten, so entriß er dem Gesperre rasch einen kurzen und schweren Prügel und kam damit dem ersten Schnabelhiebe seines Feindes so nachdrücklich zuvor, daß er betäubt vom Nestrande wieder abfiel, auf dem er eben festen Fuß gefaßt hatte, um mit gespreizten Flügeln und unter lautem Zischen dem Jünglinge zu Leibe zu gehen; ein zweiter und dritter wichtiger Schlag auf den Kopf tödtete ihn vollends, und ein letztes Erzittern seiner schlaffen Schwingen verkündete, daß des Alpenfönigs Macht gebrochen sei. Aber auch der Sieger fühlte sich zum Tode erschöpft, sobald des Kampfes Aufregung aufgehört hatte, und schon zufrieden damit, doch nun in Frieden sterben zu können, streckte er die müden Glieder auf hartem Lager hin. Nach kurzer Erholung schämte er sich jedoch dieser feigen Resignation; er trat wieder hinaus in's Freie und rief zur Staffel hinaus: „Heda! oben, habt ihr kein Heuseil zur Hand?“ —

— „Nein, armer Junge, keinen Faden eine Spanne lang!“ — lautete die traurige Antwort.

— „Es muß ein's in der Wildsau trifft liegen. Holt das herauf und laßt's dann zu mir herab, ich kann's schon erwarten.“ Die Hirten beeilten sich, seinem Willen nachzukommen und Johann durchsuchte seine Taschen nach einem etwa vorhandenen Brodrindchen, um es, nachdem er es an seinem Munde angefeuchtet hatte, dem weinenden Kinde zum Saugen an den Mund zu halten. Das Kind, sich wieder in eines Menschen wiegenden Armen fühlend, entschlummerte bald und Johann war glücklich darüber. Da kamen endlich die Männer, die nach dem Seile

ausgegreife
Scha
nen i
die C
diene
Fels
Hafen
an de
nicht
das C
weit
Wind
erreic
Joha
Küper
Steig
Stell
Leder
fest
linken
Mutt
S
den e
rieth
schwe
sein v
gehal
Höhe
streckt
doch
Graw
Fahrt
Steh
zwiseh
des
Händ
gräfl
war
Liebe
zu d

ausgewesen, zurück und riefen ihm zu, das herabgelassene zu ergreifen. Welch' Glück, daß bei dem Kampfe mit dem Adler sein Schaf, eine lange Stange, an dem einen Ende mit einem eisernen Haken, an dem andern mit einer Spitze versehen, dessen sich die Gebirgsbewohner sowohl zum Fortheffen beim Aufsteigen bedienen, indem sie, sich auf den Schaf stützend, die Spitze in die Felsenriße einstoßen, als auch beim Herabsteigen, indem sie den Haken an einen hervorragenden Stein anhängen und sich dann an der Stange herablassen, — daß beim Kampfe dieser Schaf nicht herabgeworfen wurde. Mitteltst des Schaf's zog er nun das Seil zu sich heran, da solches wegen der überhängenden Wand weit ab vom Borde der Platte, in freier Luft, ein Spiel des Windes, hin und her schwankte und mit den Händen nicht zu erreichen war. Sobald er des Stranges habhaft geworden, warf Johann Schaf und Adler voraus in die Tiefe, trat mit beiden Füßen in die dem Strickende eingeknüpft Schlinge, wie in einen Steigbügel ein, schnallte dann, zur Sicherung der aufrechten Stellung und des freien Gebrauches seiner Hände mit seinem Ledergürtel sich und den straffen Strick unterhalb der Schultern fest zusammen, — nahm vorsichtig das schlafende Kind in den linken Arm und rüttelte nun mahnend am Seile und rief getrostet Muthes: „Holt an!“

Kaum jedoch, daß der Zug kräftiger Arme Johann dem Boden entrückt hatte, so schwang er nach Außen weit hin, und gerieth in ein so bedrohliches Drehen und Schwingen, daß er schwerlich einem verderblichen Anstöße an die Felsen entgangen sein würde, hätten nicht die Hirten, die Gefahr gewahrend, angehalten und dann nur ganz allmählig den Schwebenden in die Höhe gezogen. Dadurch gewann Johann Zeit, sich mit vorgestreckter rechter Hand von der Wand abzuhalten, oder mindestens doch die Gewalt der Anstöße zu brechen. Weder Furcht noch Grauen wandelten den Muthbeseelten während dieser gefährvollen Fahrt an, — aber es war ein grauenhafter Anblick für die unten Stehenden, zwei in der Frische des Lebens stehende Wesen zwischen Himmel und Abgrund schweben zu sehen. Ein Faden des rettenden Seiles durfte reißen, nur eine der hülfreichen Hände erlahmen und Beide, — Kind und Jüngling, waren dem gräßlichen Tode im jähen Abgrunde geweiht. Die arme Mutter war zum Glück des angstvollen Anblicks enthoben. In ihrer Liebe Ungebuld hatte sie sich auf dem gewöhnlichen Wege beeilt, zu den rettenden Hirten zu gelangen. Dort lag sie auf den

Knieen und flehte inbrünstig zu Gott. Da! — endlich war das Werk vollbracht, — das Knäblein lag in den Armen der weinenden Mutter und als es nun in vollen Zügen die Labung der Mutterbrust einjog, — da hatte die Freude keine Worte, — nur heiße Thränen des Dankes. Die Hirten aber — diese einfachen Leute voll Gefühls — entblöhten mit Johann ihre Häupter, falteten andachtsvoll ihre Hände und dankten dem Allmächtigen für Johann's, für des Kindes Rettung.

Medina.

Unsere Karawane hielt in einem großen Hofe der Vorstadt, wo die Ladungen abgepackt wurden, und alle Reisenden, welche mit ihr angekommen waren, zerstreuten sich sogleich, um Wohnungen zu suchen. Mit Hilfe eines Mezowar, eines arabischen Gassenstehers, erhielt ich nach einiger Mühe ein gutes Zimmer in der Hauptmarktgasse der Stadt, etwa 50 Schritte von der großen Moschee. Mein Mezowar, dessen guter Kunde ich nun geworden war, half mir auch bei dem Einkauf aller nöthigen Lebensmittel.

Medina liegt am Saume der großen arabischen Wüste, nahe an der Bergkette, welche das Land von Norden nach Süden durchziehet. Die innere Stadt ist von Vorstädten umgeben; sie bildet ein Oval, welches in einer Spitze endigt, wo das Kastell auf einer felsigen Erhöhung gebaut ist. Das Ganze ist von einer dicken Mauer umschlossen, die 35 bis 40 Fuß Höhe hat, durch 30 Thürme beschützt und durch einen Graben gesichert ist. Diese Mauer ist noch in vollkommen gutem Zustande und bildet in Arabien ein respectables Vertheidigungsmittel, so daß Medina die Hauptfestung von Hebschas ist. Während des Mittelalters war die Stadt ganz offen und täglich den Einfällen der benachbarten Beduinen ausgesetzt.

Nach dem arabischen Geschichtschreiber Asami wurde sie, wie sie jetzt steht, gegen das Ende des 16. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erbaut. Drei schöne Thore führen in die Stadt: Bab-el-Schami an der Nordseite, Bab-el-Dschema an der Ostseite und Bab-el-Mesri an der Südseite, welches nächst dem Bab-el-Fatu zu Kairo das schönste Stadthor ist, das ich im Orient gesehen habe.

Medina ist gut und ganz aus Steinen gebaut, die Häuser sind gewöhnlich zwei Stock hoch mit einem flachen Dache; da sie nicht weiß getüncht sind und die Steine eine dunkle Farbe haben, so sehen die Straßen düster aus und sind meistens sehr enge, indem sie oft nur zwei bis drei Schritte breit sind. Einige der Hauptstraßen sind gut gepflastert — eine Bequemlichkeit, welche ein Reisender in Arabien kaum zu finden erwartet. Es ist im Ganzen eine der best gebauten Städte, die ich im Orient sah, und sie kommt in dieser Hinsicht zunächst nach Aleppo. Gegenwärtig sieht die Prophetenstadt etwas verödet aus, und viele Häuser beginnen zu verfallen, ihre Eigenthümer, die früher großen Gewinn von der Menge der Reisenden zogen, die hier zu allen Zeiten des Jahres ankamen, finden jetzt ihre Einnahmen vermindert und scheuen die großen Kosten des Bauens, da sie wissen, daß sie ihnen durch das Vermiethen der Zimmer nicht wieder ersetzt werden. In jedem Theile der Stadt sieht man verfallene Häuser und Mauern, die der Wiederherstellung bedürfen, und Medina bietet denselben Anblick dar, wie die meisten Städte des Orients, welche jetzt nur noch ein schwaches Bild ihres alten Glanzes sind.

Medina's Hauptstraße ist auch die breiteste und führt vom Kairothor zur großen Moschee; in dieser Straße sind die meisten Buden. Eine andere beträchtliche Straße, El-Belet genannt, läuft von der Moschee nach dem syrischen Thor, aber viele ihrer Häuser sind verfallen; diese hat auch einige Buden, aber in den andern Theilen der Stadt werden keine gefunden und darin unterscheidet sie sich von Mekka, welches ein fortlaufender Markt ist.

Im Westen und Süden der Stadt sind die Vorstädte, welche mehr Grund und Boden einnehmen, als die Stadt selbst. Sie sind von ihr durch einen offenen Raum getrennt, wo die Karawanen halten, und der jederzeit von Kameelen und Beduinen gedrängt voll ist. Einige Reihen kleiner Hütten und Läden sind hier errichtet, in welchen Korn, Datteln, Butter und andere Lebensmittel verkauft werden, und einige Kaffeebunden, die den ganzen Tag mit Gästen besetzt sind. Vier Thore führen aus den Vorstädten in das offene Land; sie haben kleine hölzerne Thüren, die leicht zu öffnen sind. Der größere Theil der Vorstädte besteht aus größeren Höfen mit sehr kleinen, niederen Wohnungen, die ringsum im Erdgeschoß angebracht sind, und von einander durch Gärten und Pflanzungen getrennt werden. In einem solchen großen Hofe hausen gewöhnlich 30 bis 40 Familien und

bilden eben so viele kleine Dörfer, welche in Zeiten einer schwachen Regierung öfters unter einander in verzweifelte Fehden verwickelt waren.

Das Vieh wird mitten im Hofe gehalten, um den großen Brunnen sich lagernd.

Das köstliche Juwel Medina's, welche diese Stadt fast auf dieselbe Stufe mit Mekka erhebt, ist die große Moschee, in welcher sich Muhamed's Grab befindet. Die Sekte der Malekiten behauptet, daß Medina mehr geehrt werden müsse, als Mekka; ähnliche Ansichten finden sich in manchen Büchern der Muhamedaner ausgesprochen. Wie die Moschee von Mekka führt auch die von Medina den Namen El Haram (Der allerheiligste Tempel); doch ist der Umfang der letzteren viel kleiner, als derjenige der Moschee zu Mekka. Der Baustyl ist übrigens derselbe, indem sie ein offenes Viereck bildet, das auf allen Seiten mit bedeckten Säulengängen umgeben ist, und in der Mitte des Vierecks ein kleines Gebäude hat. Auf der Südseite der Moschee besteht die Kolonnade aus zehn Reihen von Säulen hintereinander; auf der Westseite sind vier Reihen, auf der Nord- und halben Ostseite bloß drei. Auf der Südseite, wo das Grab des Propheten ist, sind die Säulen größer und stärker als in den andern Theilen. Alle sind von Stein und weiß angestrichen. Das Dach der Kolonnaden besteht aus einer Menge von Kuppeln. Die innern Mauern sind mit weißem Marmor ausgelegt, und tragen goldene Inschriften, die eine glänzende Wirkung hervorbringen. Auch ist in der Nähe des Grabes der Fußboden mit schönem Marmor ausgelegt, und hat die trefflichste Mosaik. Weite und hohe Glasfenster spenden Licht durch die südliche Mauer; einige Scheiben sind schön gemaltes Glas und Geschenke des Pascha von Damaskus.

Nahе an der südöstlichen Ecke steht das berühmte Grab, durch ein eisernes grünbemaltes Gitter geschützt, worin Inschriften von gelber Bronze angebracht sind. Das Gitter hat vier Thüren, von denen aber drei immer verschlossen sind und nur eine Morgens und Abends geöffnet wird, um die Tempeldiener einzulassen, welche den Boden reinigen und die Lichter anzünden. An allen vier Seiten des Gitters befinden sich kleine Fenster, durch welche die Pilger hereinblicken, indem sie ihre Gebete sprechen. In das Innere werden nur Personen von höchstem Rang gelassen. Da befindet sich ein großer Vorhang, der rings um das Grab geht, und 30 Fuß hoch ist, von reichem Seidenbrocat mit den verschiedensten Farben und von Silberblumen und Arabesken

durch
die je
darf.
ein
ein n
Vorhe
die G
D
Stein
ist da
folger
Muha
Marn
Gotte
Proph
nichts.

U
der P
angehe
Medin
fort,
verthe
selbst
mit P
dem G
den ge
Rt

jeden
Diese
welche
naden.
der S

D
Gebete
Blei u
und ei
ten,
wohnh
zu wel
Kuppel
die Ku

durchweht. Dieser Vorhang hat nach Norden eine kleine Thüre, die jederzeit geschlossen ist, und von Niemand geöffnet werden darf. Nur dann, wenn der alte Vorhang zu Grunde geht oder ein neuer Sultan den Thron bestiegt, wird von Konstantinopel ein neuer geschickt, und dieser zur Nachtzeit befestigt. Die alten Vorhänge werden nach Konstantinopel übersandt, und dienen dazu, die Gräber der Prinzen und Sultane zu decken.

Der Vorhang bedeckt einen viereckigen Bau von schwarzen Steinen, der von zwei Säulen getragen wird, und im Innern ist das Grab Muhamed's und zwei seiner Freunde und Nachfolger, Abu Bekr und Omar. Der Sarg, worin der Staub Muhamed's ruht, soll mit Silber ausgelegt sein und oben eine Marmorplatte haben, auf welcher geschrieben steht: Im Namen Gottes, verleihe ihm deine Gnade. Von der Sage, daß des Propheten Sarg in der Luft aufgehängt sei, weiß man in Arabien nichts.

Um diese Gräber herum waren früher alle kostbaren Geschenke der Pilger, eine Menge Gold, Edelsteine und werthvolle Reliquien angehäuft; als aber die Wechabiten unter ihrem Anführer Saud Medina belagerten, nahmen die Häupter der Stadt das Meiste fort, unter dem Vorwande, die Kostbarkeiten unter die Armen vertheilen zu wollen. Als Saud die Stadt einnahm, ging er selbst in das Allerheiligste, und nahm das Werthvollste, einen mit Brillanten und Diamanten besetzten Stern, der gerade über dem Grabe des Propheten hing. Jetzt sind wieder einige von den geraubten goldenen Gefäßen zurückgebracht worden.

Rund um den Vorhang sind Glaslampen aufgehängt, welche jeden Abend angezündet werden und die Nacht hindurch leuchten. Diese ganze Einfriedigung ist mit einer schönen Kuppel gedeckt, welche weit über die andern Kuppeln, die das Dach der Kolonnaden bilden, emporragt und in einer großen Entfernung von der Stadt sichtbar ist.

Die Reisenden, welche Medina besuchen, verrichten gewisse Gebete, sobald sie die Kuppel erblicken. Das Dach ist von Blei und auf dessen Spitze eine Kugel von beträchtlicher Größe und ein Halbmond, die beide von Gold glänzen. Die Wechabiten, von dem Aussehen der Kuppel gelockt und nach ihrer Gewohnheit handelnd, alle über den Gräbern der Sterblichen — zu welchen sie auch Muhamed rechneten — errichteten Dome und Kuppeln zu zerstören, versuchten die Kuppel herabzuwerfen und die Kuppel sammt dem Halbmond wegzunehmen.; aber der feste

Bau und das Bleibach machten dies zu einem sehr schwierigen Unternehmen: zwei der Arbeiter glitten von dem glatten Dache, stürzten herab und brachen die Hälse, worauf das Zerstückwerk unterlassen wurde — und dies galt für ein sichtbares Wunder, vom Propheten selber gethan, zur Erhaltung seiner Grabstätte.

Die muhamedanische Ueberlieferung sagt, daß wenn der letzte Trompetenschall ertöne, Jesus Christus vom Himmel zur Erde herabsteigen und ihren Bewohnern den großen Tag des Gerichts verkündigen werde; alsdann werde er sterben und an Muhamed's Stelle beerdigt werden. Wenn die Todten aus ihren Gräbern erstehen, würden auch sie zusammen auferstehen, gen Himmel fahren und Jesus Christus würde an diesem Tage von dem Allmächtigen beauftragt, die Gläubigen von den Ungläubigen zu sondern. In Uebereinstimmung mit dieser Ueberlieferung ist die Stelle am Vorhange bezeichnet, wo das Grab Christi angebracht sein wird.

Des Propheten Geburtstag ist ein Nationalfest. Alle Buden sind an diesem Tage geschlossen, und jeder erscheint in seinen besten Kleidern. Früh des Morgens versammeln sich die Ulemas (Schriftgelehrten) und eine Menge wohlgekleideter Leute in der Moschee, wo einer der Katibs nach einer kurzen Predigt eine Erzählung aller Thaten Muhamed's von seiner Geburt bis zu seinem Tode abliest. Hierauf wird die Versammlung, wenigstens die vornehmsten anwesenden Personen, mit Konfituren, Limonade und Süßholzwasser bewirthet; die eifrigen Muselmänner bringen die Nacht vorher mit Gebet zu. Die Gemahlin Mohamed Ali Pascha's, welche von der Wallfahrt nach Mekka hierher kam, brachte den größten Theil der Nacht in andächtigen Gebeten in der Moschee zu. Nachdem sie in ihr Haus, das sie nahe bei der Moschee gewählt hatte, zurückgekehrt war, machte ihr der Sohn einen kurzen Besuch und verließ sie dann, damit sie ausruhen konnte, während er selbst mitten in der Straße Teppiche ausbreiten ließ und an der Schwelle der Wohnung seiner Mutter schlief, indem er so einen Beweis der Achtung und Demuth geben wollte, der dem Sohne eben so viel Ehre macht als dem Charakter der Mutter, die ihn zu solchen Gesinnungen begeistern konnte.

Bei Begräbnissen wird in Medina eine alte, aber höchst ehrwürdige Nationalsitte beobachtet. Die Bahre wird von dem Hause des Gestorbenen an auf den Schultern einiger seiner Verwandten und Freunde getragen, die übrigen folgen nach; aber

wenn
stehen
lösen
gen,
halten
bis si
daß i
entspr
Leiche
Im L
verda
Juden
sind,
auf d
bensg

T
(Schr
zu De
Wisse
bigen
erleid
eine
lich r
dina

T
auch
winde
Hülfe
ermitt
Stufe
empor
Mann
schem
auch
es vo

wenn der Zug in der Straße vorrückt, so eilt jeder der Umstehenden und Vorübergehenden die Träger eine Zeit lang abzulösen, diese machen wieder Andern Platz, die sich vorwärts drängen, um ihren Theil an der Last zu nehmen, was ohne anzuhalten geschieht, und so geht die Bahre von Schulter zu Schulter, bis sie nahe am Grabe niedergesetzt wird. Wenn wir bedenken, daß dieser einfache und rührende Gebrauch aus wahren Gefühl entspringt, so möchte er mehr Theilnahme beweisen als manches Leichengepränge, womit Europäer ihre Todten zu Grabe geleiten. Im Orient geschieht Alles nach altem Brauch, der eben erwähnte verdankt seinen Ursprung sicher einem inneren Antriebe. Bei den Juden aller Gegenden, deren Abkömmlinge ja die Beduinenstämme sind, findet sich dieselbe löbliche Sitte, namentlich bei den Juden auf dem Lande, wo auch der Sarg, worin der verblichene Glaubensgenosse liegt, von Schulter zu Schulter geht.

Die Einwohner von Medina gelten für gebildetere Memaß (Schriftgelehrte) als die von Mekka. Einige derselben haben zu Damaskus oder Kairo studirt, wo von jeher die moslemitischen Wissenschaften blühten, und fromme Stiftungen von den Gläubigen ausgelegt sind, um den Aufenthalt des Wißbegierigen zu erleichtern. In dem Hause eines Scheich zu Medina fand ich eine Bibliothek von etwa 3000 Bänden, die in der Familie erblich war, so daß kein Buch veräußert werden durfte. In Medina selbst sind zwei öffentliche Schulen.

Moses Mendelssohn.

Deutsche Knaben und Jünglinge, wollt ihr lernen, wie man auch die schwierigsten Hindernisse der geistigen Ausbildung überwinden, wollt ihr erfahren, wie man auch durch die geringsten Hilfsmittel viel leisten, und lediglich durch sich selbst, durch unermüdblichen Fleiß, durch eiserne Beharrlichkeit zu einer hohen Stufe seltener wissenschaftlicher Cultur und edler Herzensläuterung emporsteigen kann; so lernt es von einem verehrungswürdigen Manne jüdischer Nation, dessen Name von Allen, denen Menschewerth wichtig und heilig ist, weß Volkes und Glaubens sie auch sein mögen, mit wahrer Achtung genannt werden wird, lernt es von Moses Mendelssohn.

Dieser berühmte Weltweise wurde zu Dessau im September 1729 geboren. Sein Eintritt in die Welt versprach ihm weder zeitliches Wohlleben, noch Ehre und Ansehen. Sein Vater, ein rechtschaffener aber gar armer Mann, Mendel Siphes, Schulmeister und Zehngebotenschreiber in Dessau, war kaum im Stande, von seinem geringen Einkommen und Verdienste die ersten Nothwendigkeiten seiner Familie zu befriedigen, und konnte auf Unterricht und Erziehung der Seinigen nichts verwenden. Was er aber selbst dabei thun konnte, that er eifrig, und so gab er seinem Sohne Moses den ersten, und nicht eben ganz mangelhaften Unterricht in der hebräischen Sprache und in dem Glauben seiner Väter; weiter reichten seine eignen Kenntnisse nicht.

Um aber Mendelssohn's ganzen Werth, sowohl den Werth seines Geistes als seines Herzens, kennen zu lernen, gehörig zu würdigen und recht zu schätzen, muß man sich in die Umstände versehen, unter welchen er geboren ward. Aus einer Nation entsprossen, welche damals noch, wenn gleich mit großem Unrecht gegen manche ihrer rechtschaffenen und achtbaren Mitglieder, das traurige Loos des Mißtrauens, der Verachtung und Unterdrückung traf, — von Eltern geboren, deren er sich — weil sie wacker und fromm waren — zwar auf keine Weise zu schämen hatte, denen es aber an Mitteln gebrach, ihm den erforderlichen vielseitigen Unterricht, welcher aller Bildung vorangehen muß, ertheilen zu lassen, — überdieß auch noch durch einen von Jugend auf sehr schwächlichen und kränklichen Körper behindert, mußte sein Geist sich ohne fremde Beihülfe oder irgend eine Ermunterung von außen her, durch die drückendsten Lagen und schwierigsten Hindernisse, zu jenem Grade der Bildung, des Scharfsinns, der Einsicht, der Weisheit und des Edelmuths, den er erreichte, empor arbeiten, um sich einen Platz unter der Zahl jener erhabenen Lehrer der Menschheit zu erwerben, die von Jahrhundert zu Jahrhundert auf die geistige Bildung ihrer Zeitgenossen wohlthätig eingewirkt haben. Selbst seine Sprache, welche schon in der Kindheit zu seinem National-Dialect verwöhnt war, mußte sich durch weit mehr und weit größere Hindernisse und Schwierigkeiten, als bei tausend Andern, zu derjenigen Reinheit und Schönheit erheben, welche Moses Mendelssohn, nicht allein überall im mündlichen Ausdrücke sich zu eigen gemacht hatte, sondern die auch eine ausgezeichnete und glänzende Eigenschaft seiner inhaltsschweren Schrift war.

viel
im
Ein
Irr
den
Rich
genf
und
fen
schw
fran
war
enbl
eine
fund

sein
Wel
liche
nicht
Ber
übri
ohne
Vern
Loos
telte
ihm
den
Kräf

seine
für
wan
in
verf
theo
fleiß
erwe
war.
es a

Schon im Knabenalter beschäftigte sich Moses Mendelssohn viel und gern mit den Glaubensbüchern seiner Nation, und las im alten Testamente mit großer Vorliebe die poetischen Bücher. Ein wichtiges Werk der hebräischen Literatur, „der Führer der Irrenden,“ verfaßt von dem geistreichen Maimonides, wurde für den jungen Moses die Lieblingslectüre, und zeugte frühe von der Richtung seines Geistes und Gemüths auf die erhabendsten Gegenstände des Denkens: Gott, Unsterblichkeit der Seele, Religion und Moral. Nächte durchwachte der Knabe beim Lesen und Denken dieser Schrift, von der er sich nicht losreißen konnte. Seine schwache Gesundheit unterlag, er verfiel in eine schwere Nervenkrankheit, in welcher er so ungeschickt und nachlässig behandelt ward, daß sich sein Rückgrad zu biegen anfing; und obschon er endlich hergestellt ward, so hatte er doch von dieser Zeit ab einen gekrümmten Rücken, und eine anhaltend schwächliche Gesundheit.

Als Moses Mendelssohn vierzehn Jahr alt war, konnte ihn sein Vater nicht länger ernähren; er mußte nun allein in der Welt fortzukommen suchen, verließ also im Jahre 1742 das elterliche Haus, und wanderte mit sehr geringer Baarschaft, und nichts anderem, als was er auf dem Leibe trug, versehen, nach Berlin, um sich dort seinen Lebensunterhalt zu suchen, unbekannt übrigens mit der Welt und den Verhältnissen des Lebens, und ohne zu wissen, wovon er sich eigentlich ernähren und seine heisse Lernbegierde befriedigen sollte. Die drückendste Armuth war sein Loos, als sich in Berlin ein menschenfreundlicher aber unbemittelter Jude seiner als eines bedrängten Glaubensgenossen annahm, ihm einen Platz in einer Dachkammer einräumte, und ihn bei den ersten Nothwendigkeiten des Lebens nach seinen geringen Kräften unterstützte.

Als der arme Jüngling auf diese Weise einigermaßen für seine Nothdurft gesorgt sah, suchte er vor allen Dingen Nahrung für seinen nach Lehre und Bildung dürstenden Geist. Schüchtern wandte er sich an den Ober-Land-Rabbiner, der seine Eltern in Dessau kannte; dieser gab ihm Manuscripte abzuschreiben, und verschaffte ihm Gelegenheit zum gründlichern Studium der jüdisch-theologischen Schriften und Wissenschaften, welches zwar dem fleißigen Jünglinge willkommen, für seinen aufstrebenden, nach erweiterter Ausbildung verlangenden Geist jedoch nicht genügend war. Wo sollte er aber bessern Unterricht finden? Unstreitig gab es auch damals schon unter seiner Nation denkende Köpfe, Freunde

der Wissenschaften und der Bildung, welche ihn nicht ohne Unterstützung würden gelassen haben; aber er kannte sie nicht, und war in seiner natürlichen Bescheidenheit und in seiner Armuth viel zu schüchtern, als daß er sich Andern, zumal wenn sie reich und angesehen waren, zu nähern gewagt hätte.

Da machte er zufällig die Bekanntschaft des Israel Moses, eines tiefen Denkers und seltenen Mathematikers, der in gleich großer Dürftigkeit, wie Moses Mendelssohn, lebte, überall seiner Meinungen wegen verfolgt, und recht eigentlich ein Märtyrer der Wahrheit war. Derselbe gab unserm armen Jünglinge den Euclid's in hebräischer Sprache, und leitete ihn zum Studium der Mathematik an, in welcher Moses Mendelssohn bald ungewöhnliche Fortschritte machte. Israel Moses fand Gefallen an seinem Schüler, mit dem er häufig über philosophische Gegenstände disputirte. — Moses Mendelssohn hing seinem Lehrer sehr, und dieser seinem Schüler an. Die in Armuth und Dürftigkeit Schmachthenden hielten, durch ein edles geistiges Streben treu verbunden, mit herzlicher Zuneigung an einander.

Sprachkenntnisse fehlten unserm Moses Mendelssohn aber noch, und er fühlte täglich mehr, wie nothwendig ihm dieselben wären, und wie viel er dadurch entbehre, daß sie ihm mangelten. Ein junger jüdischer Arzt, Namens Risch aus Prag, rieth ihm zuerst, sich mit der lateinischen Sprache bekannt zu machen; aber der wißbegierige Jüngling hatte leider keine Mittel dazu. Sein Muth unterlag jedoch nicht. Er saß unermüdet und schrieb Manuscripte für den Ober-Land-Rabbiner ab, nährte sich dabei immer viele Tage hinter einander nur von trockenem Brode, und zwar genoß er keinesweges davon so viel er mochte, nein, er bezeichnete das für mühselig erworbenes Geld erkaufte Brod mit Einschnitten, um damit nach dem Verhältnisse seiner Kasse auszukommen. Endlich hatte er durch diese harten Entbehrungen, bei denen er immer eifrig fortstudirte, das für ihn große Kapital von einigen Groschen erspart, und nun ging er jubelnd hin, und kaufte sich bei einem Händler eine alte lateinische Grammatik, darbt und arbeitete dann wieder Monate lang, und fand sich sehr glücklich, endlich so viel erübrigt zu haben, daß er sich ein altes, schlechtes lateinisches Wörterbuch kaufen konnte. Der Arzt Risch gab ihm täglich einen kurzen Unterricht in der lateinischen Sprache, und Moses Mendelssohn benutzte denselben so, und verwandte so unverdrossen und so unermüdet allen seinen Fleiß auf die Erlernung des Latein, daß er wirklich in gar

fury
Ber
wan
nur
und
reich
dem
seine
thate
Entf
blieb
darn
dem
sal,
zu L
(174
Doct
den
sohn
zu ei
auch
ihn
weite
Mose
und
dung
behri
verlie
schaft
er in
C
Mutl
an v
wohl
währ
C
nahm
sich i
von t
zum

kurzer Zeit im Stande war, mit Hülfe eines Lexikons Locke's Werk vom menschlichen Verstande mit Nutzen zu lesen. Wechselnd wandte sich der Eifer unsers wackern Moses Mendelssohn nicht nur auf die lateinische, sondern auch auf die griechische Sprache, und er ruhte nicht eher, als bis er im Stande war, in die reichen Schätze des Wissens einzudringen, welche jenen beiden dem Kundigen aufthun. Dabei dauerte die große Beschränktheit seiner Mittel fort; er erduldet aber — nur durch geringe Wohlthaten weniger Glaubensgenossen hie und da unterstützt — alle Entbehrungen, und wurde, während er äußerlich arm war und blieb, innerlich täglich reicher und glücklicher.

Mit den alten Sprachen allmählig vertraut, sehnte er sich darnach, auch mit den neuern bekannt zu werden, indem selbige dem vielseitig gebildeten Manne nicht fehlen dürfen. Das Schicksal, welches unsern schätzbaren Jüngling durch schwere Prüfungen zu Weisheit und Würde führte, ließ ihm gerade zu der Zeit (1749) die Bekanntschaft eines jungen jüdischen Gelehrten, des Doctors Aron Salomon Gumperz, gewinnen, welcher, selbst mit den neuern Sprachen vertraut, dem talentvollen Moses Mendelssohn Gelegenheit verschaffte, die französische und englische Sprache zu erlernen, und dabei noch nicht stehen blieb, sondern denselben auch theils selbst mit der neuern Literatur bekannt machte, theils ihn solchen Männern zuführte, durch deren Umgang er darin weiter fortschreiten konnte. Wer war froher und glücklicher als Moses Mendelssohn, und wer benutzte seine Zeit, seine Kräfte und alle sich ihm darbietenden Gelegenheiten, in vielseitiger Bildung fortzuschreiten, gewissenhafter, als er! Einsam, unter Entbehrungen aller Art, den Zweck seines Lebens nie aus den Augen verlierend, lebte Moses Mendelssohn der Weisheit und Wissenschaft, ohne andere Aufmunterungen zu haben, als die, welche er in sich selbst fand.

Endlich kam der Zeitpunkt, wo das Schicksal aufhörte, seinen Muth durch äußere Entbehrungen zu prüfen, die Zeit der Ernte an verbienter Achtung, Ehre und Ruhm begann für den edeln wohlbewährten Mann, nach einer schweren und langen Ausfaat während eines mühselig verlebten Jünglingsalters.

Ein reicher Seidenfabrikant seiner Nation, Namens Bernard, nahm unsern Moses Mendelssohn zum Erzieher seiner Kinder zu sich in's Haus, und machte ihn in späterer Zeit — jemehr er von dem persönlichen Werthe dieses Mannes überzeugt ward — zum Aufseher, Dirigenten und endlich zum Theilnehmer seiner

Fabrik. Mit der ihm eigenthümlichen Beharrlichkeit wußte Moses Mendelssohn die sonst den Gelehrten seiner Art nicht eben geläufigen practischen Fertigkeiten des Rechnens, Buchhaltens und sonstigen Sach- und Waaren-Kenntnisse sich anzueignen, und ward auch, in Beziehung auf den bürgerlichen Geschäftsbetrieb, ein wegen seiner Thätigkeit, Gewissenhaftigkeit und Rechlichkeit sehr achtbarer Mann.

Dabei waren aber und blieben die Wissenschaften, und besonders Philosophie, seines Geistes willkommenste Beschäftigung, und die Bekanntschaft, welche er mit einem der ersten, und trefflichsten deutschen Männer von umfassendem Geiste, mit Lessing, machte (1754), wurde für ihn und seine vielseitige Bildung und spätere gelehrte Thätigkeit von höchster Wichtigkeit. Nicht minder gehörten die geistreichsten Männer Berlins zu seinen Freunden, oder doch Bekannten, und jeder talentvolle und ausgezeichnete deutsche Mann ließ unserm Moses Mendelssohn Gerechtigkeit wiederfahren.

Sehet, meine Lieben jugendlichen Leser, so weit hatte es ein armer, gering geachteter Judenknabe lediglich durch seine Tugenden und Verdienste gebracht, und wenn Ihr einst zu reifern Jahren gekommen seid, werdet Ihr aus Moses Mendelssohn's zahlreichen, gründlichen, lehr- und geistreichen Schriften die Tiefe seines Geistes, die Läuterung seiner Gefühle, die Wahrheit und Anmuth seiner Gedanken und die Correctheit seines Styles mit Freuden bewundern.

Moses Mendelssohn hatte aber nicht nur als Gelehrter, er hatte auch als Mensch feltnen Werth; denn er war ein edler Menschenfreund, ein würdiger Staatsbürger, ein Wohlthäter jedes Armen, religiös und fromm, wahrhaft, freimüthig und bieder, ein glühender Freund seiner Freunde, ein zärtlicher Gatte und Vater. Segen seinem Andenken!

Die Grafen von Dornburg.

(Mit einem Bilde.)

Das Stammschloß der Grafen von Dornburg, gelegen in dem Lande der bieder Westphalen, war im Herbst des denkwürdigen Jahres 1813 der Schaulplatz erschütternder Ereignisse.

Sch
Erf
Anfi
Leid
fünf
der
dring
lieber
blüh
ließ
Gott
sollte
ling
griff
Bon
sie
Bon
rück
wickel
von
Epod
über
in de
als
schen
der
Geno
kamen
eine
D
aus
Befrei
deut
Leipzig
poleon
und d
ser
mehr
D
schaft
war.

Jug.

zte Moses
den geläu-
und son-
und ward
trieb, ein
chkeit sehr

, und be-
häftigung,
und treff-
it Lessing,
bung und
nicht min-
en Freun-
müßgezeich-
rechtigkeit

tte es ein
ne Tugen-
zu reifern
delssohn's
die Tiefe
rheit und
styles mit

ehrter, er
ein edler
Bohrlhäter
lthig und
her Gatte

, gelegen
des den-
Ereignisse.

Schaute der alte Graf überhaupt auf ein Leben voll schmerzlicher Erfahrungen zurück, so waren jene Auftritte geeignet, ihn zu der Ansicht zu bringen, daß der Zeitpunkt gekommen sei, wo er den Leidensbecher bis auf den Grund leeren solle. Sehen wir nun fünfundzwanzig und einige Jahre zurück, so befinden wir uns in der Zeit, wo er von dem Gipfel seines Glückes in einen undurchbringlichen Abgrund des Schmerzes geschleudert wurde. Eine liebenswürdige Gemahlin theilte das Glück seines Lebens. Ein blühender Knabe von vier Jahren, Heinrich war sein Name, ließ ihn das Glück des Vaters empfinden. Da schenkte ihm Gott einen zweiten Sohn, den er nicht lange sein eigen nennen sollte. Während einer Abwesenheit der Gattin mit dem Säugling auf einer andern Besizung gerieth diese in Brand, das Feuer griff weiter um sich und bald lag das ganze Dorf in Asche. Von Stund' an war die Gattin und das Kind verschwunden; sie hatten wahrscheinlich den Tod in den Flammen gefunden. Von dieser Zeit an zog sich der Graf auf seine Stammburg zurück und betrauerte in der Stille Weib und Kind. Heinrich entwickelte sich kräftig und war der gute Engel, der Balsam in das von Schmerz erfüllte Herz des Vaters träufelte. Da trat jene Epoche ein, wo der gewaltige Korsie siegreich die preussischen Lande überschwemmte. Da hielt es den jungen Grafen nicht länger in der Heimath, und der alte Vater rüstete ihn selber aus, um als Vertheidiger der heimathlichen Gauen sich dem wackeren Schillschen Corps anzuschließen. Bekanntlich mußte dieses wackerere Corps der Gewalt weichen; ihr Führer fiel in Stralsund, viele seiner Genossen wurden erschossen, so in Befehl elf Offiziere, und andere kamen endlich glücklich über den Ocean nach England, wo sie eine gastliche Freistätte fanden.

Obgleich fern vom Vaterlande, verloren sie doch dasselbe nicht aus dem Auge, sondern wirkten im Stillen zu seiner einstigen Befreiung. Aus diesen Bemühungen ging die tapfere englisch-deutsche Legion hervor, welche kurz vor der Schlacht bei Leipzig sich organisirte und sich den Verbündeten angeschlossen. Napoleon's Auge war durch unzählige Spione mehr als hundertfach, und da der junge Dornburg einer der eifrigsten Agenten dieser Legion war, so war es nicht zu verwundern, daß er nichts mehr wünschte, als seiner habhaft zu werden.

Der alte Dornburg lebte stille auf seinem Schlosse in Gesellschaft einer jungen Cousine, die seinem Sohne Heinrich verlobt war. Luise hieß sie, und sie war ihrer Namensverwandtin, der

unsterblichen Königin Luise darin sehr ähnlich, daß sie den edelsten Beruf des Weibes im häuslichen Leben fand, dennoch aber ein warmes Herz für des Vaterlandes Wohl und Wehe in ihrem Busen trug. Die Dornburg war weit entgegen von der Heerstraße, und so fürchtete man nicht von durchziehenden Truppen belästigt zu werden. Wie wunderte sich also der alte Graf, als ihm eines Tages eine zahlreiche französische Einquartirung, an deren Spitze ein Major de Croix stand, angekündigt wurde. Vor dem Eintreffen der Franzosen ließ indessen ein Fremder sich beim Grafen melden, der ihm Briefe und mündliche Nachrichten von seinem Sohne Heinrich brachte. Wie erfreut war der alte Vater, als er endlich etwas Bestimmtes erfuhr. Heinrich meldete ihm, wie er den Boden des Vaterlandes wieder betreten, und wie er und seine Freunde bemüht wären, ein streitlustiges Corps den Franzosen entgegen zu führen.

Der Fremde hatte große Eile, denn er war von dem Anrücken der französischen Einquartirung genau unterrichtet. Und wer war dieser Fremde? Hermann von Alten, Hauptmann im Dienst der englisch-deutschen Legion, in der Heinrich von Dornburg die Stelle eines Majors bekleidete.

Noch an demselben Tage rückte die ansehnliche Einquartirung in Dornburg ein, an dessen Spitze, wie schon gesagt, der Major de Croix stand. Der Major war ein junger, schöner Mann von 26 Jahren, seit seinem 18. Jahre Soldat; er hatte die glühende Sonne Spaniens und die nordischen Eiszürme empfunden; aber trotzdem verband er eine so feine Gewandtheit mit anspruchloser Würde, wie man sie von einem Kinde des Lagers nicht erwartete. Ein alter Sergeantmajor, Latour war sein Name, der ihn erzogen hatte, liebte ihn mit väterlichem Stolze und war von seiner Person unzertrennlich, und auch der Major achtete und befolgte seinen Rath, während beide im Dienste alles Formelle genau beobachteten. Der Graf Dornburg hatte einen herrischen, stolzen französischen Offizier erwartet, und war nicht wenig überrascht einen so gebildeten und freundlichen Mann in de Croix kennen zu lernen. Dadurch wurde die Last der Einquartirung minder fühlbar. Ja, nach einigen Tagen überwand der Graf seinen Franzosenhaß so weit, daß er de Croix ersuchte, in seiner und der Gräfin Luise Gesellschaft zu speisen. Früher war für den französischen Major besonders gedeckt worden. Der Major nahm dieses Anerbieten mit Freuden an, und des Grafen gute Meinung wurde dadurch mehr und mehr bestärkt.

An einem Nachmittage, in den letzten Tagen des Septembers, herrschte eine mehr als gewöhnliche Thätigkeit unter den Truppen. Auf verschiedenen Wegen verließen mehrere Abtheilungen das Dorf und die Umgegend. Hin und wieder waren französische Gensdarmen und sogar Soldaten von dem Landvolk insultirt worden, man hatte sie mit Steinwürfen begrüßt. Es mußte etwas Besonderes vorgegangen sein. Man sprach davon, Jerome, der König von Westphalen, wolle mit seinem Hofstaate Cassel verlassen; man erzählte sich, wie einzelne Agenten das Volk gegen die Fremdlinge aufhetzten, wie an der Grenze sich ein Freicorps bilde und bald zu Hülfe kommen würde.

Auch de Croix ließ sein Pferd satteln, um die Lage der Sache zu untersuchen. Zuvor aber bat er noch um eine Zusammenkunft mit dem alten Grafen.

— „Leider bin ich“ — begann de Croix — „in diesem Schlosse ein nur unwillkommener Gast, aber gewiß, Herr Graf, ich habe auch noch nie so bitter wie hier die Strenge der Pflichterfüllung empfunden.“

— „Beruhigen Sie sich, Herr Major,“ entgegnete Graf Dornburg mit freundlichem Ernste. „Ich weiß recht gut, wie günstig mir der Zufall war, als ich Ihnen und nicht einem Andern das Recht hier einräumen mußte, Gebieter zu sein; denn nicht Alle aus der Armee Ihres Kaisers möchten mir so willkommen und Ihnen gleich gewesen sein. Doch was führt Sie um diese ungewöhnliche Zeit zu mir?“

— „Leider nichts Erfreuliches! Der Zweck, warum wir hier uns und Andern zur Last gelegen haben, wird sich in diesen Tagen erfüllen. Das Unheil, welches Personen, die heimlich der Regierung feindlich gesinnt, unter den Bewohnern dieses Landes angerichtet haben, nimmt jetzt den Charakter der Empörung an. Einer der kühnsten Aufwiegler ist bereits entdeckt, und hat sich, von unsern Gensdarmen verfolgt, in hiesiger Gegend gezeigt. Ihnen, so wie Allen, welche sich jenen Aufwiegler anschließen, steht der Tod ohne Gnade bevor. Darum, Herr Graf, wollte ich Sie bitten, Ihrer eigenen Sicherheit wegen, wenn einer dieser verfolgten Hochverräther in Ihrem Schlosse Schutz suchen sollte, denselben der Gerechtigkeit nicht vorzuenthalten oder zur weitern Flucht zu verhelfen.“

— „Herr Major,“ sprach der Graf, mit Mühe seine innere Bewegung unterdrückend, „ich weiß, was ich dem Vaterlande schuldig bin; aber so wenig mein Schloß der Schlupfwinkel für

jene Unglücklichen ist, so wenig soll es eine Fallgrube für sie werden.“

— „Wenn ich bat,“ entgegnete der Major verlegt, „so geschah dies nur aus Theilnahme für Sie und die Gräfin Luise. Hier ist der Steckbrief gegen den Verfolgten. Meine Pflicht ruft mich auf kurze Zeit zu meinen Truppen, welche die Umgegend zu durchziehen haben. Leben Sie wohl! Herr Graf.“

Als der Major sich entfernt hatte, nahm der alte Graf den Steckbrief in die Hand und las denselben. Sein wörtlicher Inhalt lautete:

Bekanntmachung.

Auf Allerhöchsten Befehl werden hiemit alle Militair- und Civilbehörden des Königreichs Westphalen aufgefordert, auf den im beigefügten Signalement näher bezeichneten, unter dem Namen Benson sich in dieser Gegend herumtreibenden Engländer ein wachsamcs Auge zu haben. Sichern Nachrichten zufolge beabsichtigt derselbe die gesetzmäßige Ordnung und Ruhe, in welcher die treuen Unterthanen des Königs leben, zu vernichten, und die Unbedachtsamen und Unerfahrenen irre zu leiten. 5000 Franken sind demjenigen als Belohnung zugesichert, welcher seinen Aufenthalt entdeckt und ihn der nächstliegenden Civil- oder Militairbehörde todt oder lebendig überliefern kann. Die zur Habhaftwerdung des Hochverräthers abgeordneten Militair-Abtheilungen haben daher den strengsten Befehl, auf alles Verdächtige genau zu achten, und des Lebens verlustig ist der, welcher es wagt, den Hochverräther zu verbergen, oder zur Flucht behülfslich zu sein.

Cassel, im September 1813.

Militairgouvernement des Königreichs
Westphalen.

Signalement.

Angeblicher Name: William Benson, alt 29 Jahre.

Gewöhnliche Mannshöhe.

Gesunde, stark gebräunte Gesichtsfarbe.

Spricht fertig deutsch und englisch.

Trug in den Gegenden, wo er zuletzt gesehen, eine ostfriesische Schifferkleidung.

Besondere Kennzeichen: hat über dem rechten Auge eine Narbe.

Als der Graf diesen Steckbrief gelesen hatte, entfärbte sich sein Gesicht zur Leichenblässe; denn es war keinem Zweifel unterworfen, der Verfolgte war sein einziger Sohn Heinrich, der Bräutigam Luise's. Obgleich die Franzosen im Osten des deutschen Vaterlandes schon hart gedrängt wurden; obgleich die Hoffnung, bald von der Fremdherrschaft befreit zu werden, mehr und mehr sich steigerte: so war doch die Lage der Sache so bedenklich, daß der alte Graf im tiefsten Grunde seiner Seele erschüttert dastand. Wie sollte das enden?!

Etwa eine Stunde von Dornburg entfernt lag in einem einsamen Thale eine Mühle. Vor derselben finden wir am Abend desselben Tages einen jener Gensdarmen, der durch die Bauern mit Steinwürfen war insultirt worden. Sie hielten sich um so mehr dazu berechtigt, als jener Gensdarm ein westphälisch Kind war, also gleichsam einen Verrath an dem heimathlichen Heerde begangen, dadurch, daß er sich den Fremdlingen als „Spürhund“ hingegeben. Der Gensdarm kannte nicht nur die Gegend, sondern er kannte auch die Leute. Nicht ohne Grund hatte er sich an den Müller gewandt; denn wer im Kleinen nicht treu ist, ist's auch im Großen nicht, und wer dem geringen Tagelöhner mehr multert, als er darf, der befehlt auch seinen Herrn und Wohlthäter, wie's der Leser bald erfahren soll.

Der Müller schickte sich an, des Gensdarmen Pferd in den Stall zu führen, und nachdem er ihn mit lauernden Blicken beobachtet hatte, hub er an:

— „Ihr habt wohl schlechte Laune mitgebracht, und verspürt wohl wenig Lust, großmüthig zu sein?“

— „Was schwazt Ihr von Großmuth? Ist Euch die Hälfte von 5000 Franken nicht genug.“

— „Ich dächte, wir könnten mehr verdienen.“

— „Wie ist das zu verstehen?“

— „Nun hört, sichern Vernehmen nach geht's mit Guerer Herrschaft hier zu Ende.“

— „Höll' und Teufel, wer sagt das?“

— „Nun, nun, nicht so auffahrend! Schriftlich kann ich's Euch nicht geben; aber so viel ist gewiß, daß das Marwitz'sche Corps gestern Braunschweig besetzt hat.“

— „Weiter!“

— „Wie wär's, wenn wir den jungen Grafen — denn Benjon ist kein anderer, als der junge Graf — entwischen

ließen, die reichste Belohnung würde nicht ausbleiben und Ihr hättet Euch dadurch mit Eueren Landsleuten versöhnt."

Der Gensdarm verzog hämisch sein Gesicht, gab aber keine Antwort.

In demselben Augenblicke kamen noch mehrere Gensdarmen an. Der Müller wurde unruhig und hatte die Unvorsichtigkeit zu äußern: „Das ist gegen unsere Verabredung.“ — Während der Müller dafür sorgte, daß die Pferde untergebracht wurden, sprach der Gensdarm zu seinen Gefährten: „Der Müller fängt sich in seiner eigenen Falle. Sobald ihr die geringste verdächtige Bewegung des Müllers bemerkt, so schießt ihr ihn nieder.“ — Der Müller kehrte jetzt zurück und die Hezhunde der französischen Gerechtigkeit wurden nach seiner Anordnung vertheilt. Da tönte ein lauter, gellender Pfiff durch die Nacht, und mit den Worten: „Das ist das Zeichen, er ist es!“ griff er zitternd die Laterne und ging hinaus.

Bald kehrte er zurück in Begleitung zweier Männer, der eine war Benson, der junge Graf, und sein Begleiter war der alte treue Wilmsen, ein Schiffer von der Ems, der ihm bisher als sicherer Führer mit der ganzen Hingebung eines redlichen, westphälischen Gemüthes gedient hatte. — „Hier seid Ihr sicher, Herr Graf!“ begann der Müller, „ruht Euch nur aus.“ — „Es thut mir auch Noth!“ entgegnete dieser und warf sich sogleich auf einen Stuhl. „Wir sitzen auf 'ner Sandbank, Herr Major!“ rief der alte Wilmsen, denn sein wachsamcs Auge hatte mehr erschaut, als der Graf Heinrich.

— „Um's Himmels willen, nicht so laut,“ sagte der Müller, „ich wollte Euch retten, aber es ist zu spät. Das Fenster ist der einzige Weg zu Eurer Rettung. Das ganze Haus steckt voller Gensdarmen.“

— „Aufgemacht! im Namen des Königs!“ riefen jetzt mehrere Stimmen, vor der von Wilmsen verschlossenen Thür.

— „Fort, durch's Fenster, Herr Major!“ schrie Wilmsen und machte sich mit seinen Pistolen schussfertig. Da wich die Thür, es knallt und der eintretende erste Gensdarm stürzte fluchend zusammen, während Pulverdampf das ganze Zimmer füllte. Major von Dornburg benutzte den Augenblick und sprang durch's Fenster, Wilmsen ihm nach. „Die Mörder entfliehen!“ rief der Anführer der Gensdarmen, „auf die Pferde und ihnen nach!“ Jetzt stand der Müller allein. „Geht's gut, so wird der Graf mich belohnen!“ sprach er zu sich selbst, — „aber — —

und Ihr
ber keine
sbarmen
sichtigkeit
Während
wurden,
ler fängt
rdächtige
der." —
azöfischen
Da könnte
en Wor-
die La-

der eine
war der
ihm bis-
redlichen,
jr sicher,
us." —
f sich so-
t, Herr
ge hatte

Müller,
enster ist
us steckt

mehrere

Wilmsen
vich die
stürzte
Zimmer
sprang
stehen!"
nd ihnen
vird der



Die Grafen von Dornburg

Ge
Ho
fr
dar
in

Vä
Hä
get

der
La
sein
unf

wel
im

me

fich

bed
ein

Th
lich
Br

gilt
Par
Gilt
rüd

den
Gre
auf
una
genf



Gott! was ist das? — — O die Bösewichter haben mir das Haus angezündet!“ — — So war's; um den Müller zu bestrafen, und zugleich die Dunkelheit der Nacht zu erleuchten, damit man die Fliehenden verfolgen könne, hatte man die Mühle in Brand gesteckt.

Graf Heinrich erreichte glücklich das Stammschloß seiner Väter; wo aber der alte Wilmsen geblieben, ob er in die Hände der Franzosen gerathen, oder ob eine feindliche Kugel ihn getroffen, darüber war der Graf in Ungewißheit.

— Um die vierte Stunde des Morgens trat der alte Paul, der getreue Verwalter des Grafen von Dornburg, durch eine Tapetenthür in dessen Gemach. Der Graf erhob sich rasch von seinem Lehnstuhl, in welchem er die unruhige Nacht zugebracht, und rief dem Eintretenden entgegen: „Gerettet?“

— „Vor der Hand, ja,“ erwiderte der alte Mann mit wehmüthiger Stimme. „Aber auf wie lange! Er befindet sich im verborgenen, unterirdischen Gange.“

— „Führ' ihn herauf zu mir! Und wenn es die letzte Stunde meines Lebens ist, ich muß meinen Sohn wiedersehen.“

— „Und die Gräfin Luise?“

— „Sie hat dasselbe Recht; denn sie ist seine Verlobte. Gilet!“

— „Nun, so schütze uns Gott!“ mit diesen Worten entfernte sich der Verwalter.

Nach einiger Zeit kehrte er zurück mit einem jungen mit Blut bedeckten Manne in Jägertracht, der mit wankenden Schritten eintrat.

„Heinrich!“ — „Vater!“ riefen beide und sanken unter Thränen des Schmerzes und der Freude sich in die Arme. Plötzlich öffnete sich die Thür des Gemachs und Luise flog an die Brust ihres Heinrichs. Welch' ein Wiedersehen!

Doch der Graf ermannte sich und sprach: „Kinder, jetzt gilt's, zu handeln! Du, Luise, begib dich auf dein Zimmer und Paul wird für deine Sicherheit, mein lieber Heinrich, sorgen. Gilet, denn Major de Croix wird bald mit seinen Truppen zurückkehren.“

Keine Viertelstunde später hörte man auf dem Schloßhofe den taktmäßigen Schritt der französischen Truppen. Der alte Graf gerieth in die heftigste Aufregung und ging im Zimmer auf und ab. Zwei Stunden später erschien der Major de Croix unangemeldet im Zimmer. „Mein Besuch in dieser frühen Morgenstunde,“ begann er in sehr ernstem Tone, „wird Ihnen, Herr

Graf, nicht auffallend erscheinen. Es zerreißt mir fast das Herz, daß ich gegen Sie, meinen wohlwollenden Wirth, so auftreten muß, als es meine Pflicht und Ehre erfordert."

— „Zur Sache!“ rief der alte Graf, eine kalte Ruhe annehmend.

— „Herr Graf, im Namen des Königs, Sie sind mein Gefangener!“

— „Ich habe so etwas erwartet; doch nun dürfte ich auch vielleicht das Warum erfahren.“

— „Jener Verfolgte, dessen Steckbrief Sie erhalten, befand sich gestern Abend in der benachbarten Mühle, deren Brand seine Flucht beleuchtet hat. Diese Flucht kostete fünf meiner Leute und seinem eigenen Gefährten das Leben, er aber gelangte gegen Morgen in dieses Schloß!“

— „Wenn jener Unglückliche in mein Schloß flüchtete, was hat das mit meiner Person zu schaffen?“

— „So viel“ — entgegnete der Major verlegt, — „als Sie von seiner Ankunft wußten und ihn zu verbergen suchten.“

— „Und wenn er sich bereits außer dem Bereich Ihrer Macht befände!“

— „Dies ist nun nicht gut möglich: denn er und Euer Verwalter sind bereits in meinen Händen.“

— „O mein Gott!“ seufzte der Graf und verlor seine ganze Fassung; einer Ohnmacht nahe sank er in einen Lehnstuhl. Voll Theilnahme eilte der Major auf ihn zu und mit dem innigsten Mitgefühl blickte er in das kummervolle Angesicht des alten Mannes.

— „Es ist mein Sohn!“ stöhnte der Graf erschüttert, und wiederholte mit brechender Stimme: „Mein einziger Sohn!“

— „Ich weiß es,“ entgegnete der Major gerührt, „und darum komme ich, Ihnen was in meiner Macht steht zur Erleichterung Ihres Schmerzes zu gewähren. Versprechen Sie mir auf Ihr Ehrenwort mit Ihrem Leben, jeden Versuch zur Flucht zu verhindern und für seinen Kopf zu bürgen, so will ich, wenn ich auch strafbar bin, es bewilligen, daß er mit Ihnen hier in diesem Zimmer seine Gefangenschaft theilt, bis zur Entscheidung.“

— „Bei meiner Ehre!“ rief der Graf, „ich hafte für ihn und mich. Und wie lange darf mein Sohn in meiner Nähe bleiben?“

— „Wenn mich nicht Unerwartetes zwingt, bis morgen. Obgleich ich den Befehl habe, ihn sofort erschießen zu lassen.“ Der

Major konnte seine eigene Bewegung nicht verbergen und verließ rasch das Zimmer.

Er ging zu seinen andern Gefangenen, zum Grafen Heinrich. „Graf Dornburg, oder Benson, wie man Euch nennt,“ so rebete er den jungen Grafen an, „aus Rücksicht für Euern alten tiefgebeugten Vater, erlaube ich Euch und dem Verwalter in seinem Zimmer mit ihm Eure Haft zu theilen; er hat für Euch sein Ehrenwort verspändet. Bedenket deshalb, jeder Versuch zur Flucht kostet ihm wie Euch das Leben.“

— „Also ist mein Vater auch Gefangener?“ rief Heinrich in der größten Aufregung.

— „Er theilt Euer Schicksal.“

— „Mein armer Vater! Meine arme Luise!“ seufzte der Graf.

Die beiden Gefangenen wurden in den Familiensaal geführt, alle Gänge und Thüren mit Wachen besetzt. Wir werden das Peinliche, das Erschütternde dieses Austrittes nicht auszumalen suchen; es würde ja doch hinter der Wirklichkeit zurück bleiben. Luise hatte sich mit edelster Resignation gefaßt. Ihr Beispiel wirkte wohlthätig auf Heinrich und seinen Vater. Der alte Graf saß zwischen seinen Kindern und hielt ihre Hände in den seinigen. Der alte Paul beschäftigte sich, Papiere und Geldangelegenheiten zu ordnen. Gottergeben fügten sich Alle in ihr trauriges, unverdientes Geschick.

Am Abend desselben Tages fuhr auf der Straße nach Us-lar ein leichter Holsteiner Wagen dahin. Ein Landmann, mit breitem Filzhut und hellem Kittel leitete denselben. Merkwürdig stach der schwarze Schnurrbart gegen diese Tracht ab. Im Hintertheil des Wagens lag ein Mann mit verbundenem Kopfe, gekleidet in einen grünen Jagdrock.

— „Sind wir noch nicht bald am Ziele?“ fragte der Verwundete.

— „Nur Geduld, ich sehe bereits die drei Fichten. Wenn ich den Weg auf zehn Stunden in der Runde nicht so gut wüßte, als den Weg zur Schenke, so wären wir längst den Franzosen in die Hände gefallen.“ Und rascher flog der Wagen über den holprigen Weg.

— „Wir sind am Ziel!“ rief der Kutscher und hob den Verwundeten aus dem leichten Korbwagen. Dann that er einen grollen Pfiff in's Gebüsch und rief: „Marwitz und Hellwig!“

— Da wurde das Gebüsch lebendig und der Führer eines kleinen

Biquets trat heran, schaute dem verwundeten Grünrock in's Gesicht und rief erstaunt: „Wilmsen! Ihr seid es? Um Gotteswillen, Ihr seit verwundet! Wo kommt Ihr her? Wo ist unser Major?“

— „Gebt mir zunächst etwas zu trinken,“ entgegnete Wilmsen, „denn ich sinke fast um vor Durst, und dann führt mich schnell zum Hauptmann! Aber schnell, an jeder Minute hängt ein Menschenleben.“

Mit raschen Schritten, so schnell es seine Kräfte erlaubten, folgte Wilmsen den Soldaten, von denen jedoch einige beim Fuhrwerk zurückblieben. Nach kurzem Marsch erreichten sie ein Waldthal, welches kesselförmig von Felsen und Gebüsch umkränzt war; in demselben lagerte um die Wachtfeuer eine ansehnliche Truppenmasse. Der Hauptmann von Alten, derselbe, welcher dem alten Grafen die erste Nachricht von Heinrich gebracht, eilte herbei und Wilmsen stattete nun seinen Bericht ab. Auf der Flucht von den Franzosen verfolgt, wurde er vom Grafen Heinrich getrennt, und stürzte in eine Steingrube. Auf heimlichen Wegen gelangte er zum Walde und an die Wohnung des Försters. Von hier aus wurden Erkundigungen eingezogen vom Schlosse, und als die alte treue Seele die Gefahr seines Herrn erkannte, kleidete er sich in die Kleider des Försters, dieser verschaffte sich die Kleidung eines Landmanns, holte den Braunen aus dem Stalle und übernahm das Amt eines Kutschers. „So sind wir glücklich hier angekommen,“ schloß Wilmsen seinen Bericht, „aber, Herr Hauptmann, die größte Eile ist Noth, denn der Graf befindet sich in den Händen der Franzosen.“ Der Hauptmann ertheilte schnell seine Befehle, die Signalhörner ertönten und die Truppen, kaum von der Gefahr hörend, in welcher ihr Major von Dornburg schwebte, setzten sich muthentbrannt in Marsch. Doch wir müssen nach Dornburg zurückkehren. Es ist Mitternacht. Noch ist das Zimmer des Majors de Croix erleuchtet. Wichtige Nachrichten sind angekommen. Die Offiziere versammeln sich in dem Zimmer des Majors und erfahren die Nachricht, daß der Hof aus Cassel aufgebrochen ist, daß Czernitschew's Truppen das Herzogthum Barmen besetzt haben, daß das Marwitz'sche Freicorps Braunschweig in Beschlag genommen. Zugleich empfangen sie die Weisung, augenblicklich aufzubrechen und sich nach Cassel zurückzuziehen, wo die zerstreuten Truppen sich sammeln sollen.

— „Aber was wird nun mit dem Gefangenen und den Bewohnern dieses Schlosses?“ fragte einer der Offiziere.

— „Auch darüber enthält dieses Schreiben die bestimmteste Auskunft,“ antwortete de Croix mit trübem Blick; „die Vollziehung des Urtheils wird auf's Schnellste befohlen.“

— „So muß es noch diese Nacht geschehen!“ entgegnete ein Anderer.

— „Das wäre doch zu schmachvoll für uns selbst,“ warf ein alter Hauptmann ein; „und ein trauriges Zeichen unseres Selbstvertrauens. Er mag den Tod verdient haben, sein Urtheil war gefällt, ehe er in unsere Hände fiel, aber heimlich bei Nacht darf er nicht enden.“

— „Auch ich bin dieser Meinung,“ sprach de Croix, „und da ich ihm die kurze Frist, bis Tagesanbruch im Kreise der Seinigen zu verweilen, bewilligt habe, so werde ich mein Wort nicht brechen. Morgen frühe, bevor wir ausbrechen, erfolgt die Vollziehung des Urtheils, so wehe es mir thut, diesen aus Liebe für sein Vaterland sich Opfern den dem Tode entgegen zu führen, der für uns jetzt nichts nützen, sondern den Haß der Bevölkerung noch mehr aufstacheln wird. Gönnen wir nun, meine Herren, die kurze Frist der Nacht noch der Ruhe; wir dürften sie vielleicht auf längere Zeit entbehren.“ Mit diesen Worten wurden die Offiziere entlassen.

De Croix aber konnte keine Ruhe finden; sein alter Sergeant-major Latour saß neben ihm. Endlich fragte der Major, aus tiefem Nachsinnen auffahrend, „wie alt war ich, Latour, als Du mich aus den Händen des Marquis de Croix empfangest?“

— „Vier Jahre, Herr Major. Es war zu jener Schreckenszeit der Revolution, als der Marquis gefangen genommen wurde, Weib und Kind waren ihm ermordet, und er selbst hatte kaum noch so viele Besinnung, um mir zu sagen, daß Ihr nicht sein Sohn seid, sondern daß er Euch in einem brennenden Dorfe in Deutschland gefunden habe. Meine Schwester hat Euch dann erzogen, und später seid Ihr mir als Knabe in den Krieg gefolgt, habt Ruhm und Ehre davon getragen.“

— „Du warst mein Vater, mein Freund! Schlagst jedes Avancement zurück, um nur bei mir zu bleiben. Mein Dank wird nur mit dem Tode aufhören.“

— „Aber, bester Herr Major, warum seid Ihr so traurig?“

— „Es ist der Gedanke an die Scenen, welche uns erwarten. Ja! seltsam hat sich in meinem Leben Glück mit dem Unglück vereinigt. Ohne Eltern, ohne Heimath, dem Mitleid fremder Menschen als Kind überlassen, die Träume der Jugend unter

wildem Schlachtgewühl verlebend, führt mich mein Unstern in dieses Haus, wo nie gekannte Gefühle in mir erwachen, wo ich mich hingezogen fühle, zu dem edlen alten Manne, wo mein Herz — — o ich darf den Gedanken nicht aussprechen! — Und nun muß ich das Lebensglück dieser edlen Menschen zerstören, indem ich den jungen Grafen dem Tode entgegen führe. Dieß ist härter, als selbst den Tod erleiden.“

Auf Bitten des alten Sergeantmajor legte sich endlich de Croix zur Ruhe nieder; jedoch kam kein Schlaf in seine Augen. Endlich dämmerte der Morgen und im Schloßhofe klangen die Trommeln an zu wirbeln.

Im Zimmer des alten Grafen befand sich dieser mit seinem Sohn und der Gräfin Luise. Der verhängnißvolle Augenblick nahete. Luise gleich einer gebrochenen Lilie, halb ohnmächtig wurde sie aus dem Saale gebracht. Auch der alte Graf konnte sich nicht fassen. Heinrich hingegen sah mit ruhiger Haltung dem sichern Tode entgegen. Da trat der Major de Croix ein. Er eilte auf den Grafen Heinrich zu und schloß ihn in seine Arme mit den Worten: „Worte wären nur Frevel an dem heiligsten Gefühle, aber dürfte ich, ich würde mit Freuden das Todesurtheil vernichten.“ — „Ich bin Soldat,“ antwortete Graf Heinrich, „ich scheue den Tod nicht. Ich sterbe für mein Vaterland, und dies ist der Trost, welcher den Meinen bleibt und mich befeelt.“

Da hörte man in der Entfernung das Wirbeln der Trommeln und die Signalhörner. Schuß folgte auf Schuß und der Tumult draußen wurde hörbar. „Was bedeutet dieß?“ rief der Major. Da stürzte Latour herein und schrie: „Wir sind von den Feinden umringt, die ganze Gegend wimmelt von Russen und den Truppen der englisch-deutschen Legion!“

— „Auf, mir nach!“ rief de Croix, „es lebe der Kaiser!“ und hinaus eilten die Soldaten ihrem Führer folgend.

„Es sind die Unsrigen!“ rief Heinrich, „wir sind gerettet.“

„Herr Gott, dich loben wir!“ stammelte der Graf und sank betend auf seine Kniee. Luise trat herein und slog freudetrunken an den Hals ihres Bräutigams. Wir vermögen diese Scene nicht zu beschreiben.

Der Major de Croix suchte den Kampf auf, wo er am heftesten war, und sank bald, schwer verwundet, vom Pferde. Die Franzosen ergriffen die Flucht und die Sieger drangen weiter vor. De Croix wurde in das Schloß gebracht. Hier erschien in demselben Augenblick der Hauptmann von Alten, begleitet von

mehre
wie al
Begle
nötzig
Graf
kaum,
als er
mer e
der A
mit e
wahr
sam i

ein K

mit i
berge
war
schloß
„Br
Luise
sie il

Schl
endli
den,
diese
Ich
Vate
wied

mit f
reich
zu b
den
Gro
fand
seine

mehreren Offizieren der Legion. Heinrich dankte allen gerührt; wie aber erstaunte er, als er den alten treuen Wilmsen in ihrer Begleitung sah, den er schon für verloren erachtet hatte. Die nöthige Aufklärung erfolgte jetzt und dankbar drückte der junge Graf die Hand des treuen Mannes. Der alte Graf aber hörte kaum, daß de Croix sich verwundet in seinem Schlosse befand, als er auch schnell mit seinem Sohne und Luise auf dessen Zimmer eilte. Die Verwundung war nicht gefährlich; jedoch hatte der Arzt zwei Kugeln aus dem Oberarm gezogen. Todesmatt, mit entblößter Brust, lag der Major auf seinem Bette. Da gewahrte der alte Graf ein Medaillon an seiner Brust. Aufmerksam dasselbe betrachtend erblaßte er, einer Leiche ähnlich.

— „Wie kommt Ihr an dieses Medaillon, Herr Major?“

— „Man fand es bei mir, als ich von hülfreichen Händen, ein kleines weinendes Kind, den Flammen entrisen wurde.“

— „Es ist das Bild meines Weibes! Es ist mein Sohn!“ mit diesen Worten sank der alte Mann an dem Bette des Wiedergefundenen nieder. Latour gab die nöthige Aufklärung; es war unzweifelhaft, de Croix war der Bruder Heinrichs. Dieser schloß den Verwundeten in seine Arme und nur das Wort „Bruder“ vermochte er über seine Lippen zu bringen. Auch Luise reichete ihm die Hand und unter Thränen lächelnd nannte sie ihn „lieber Vetter!“

— „Das ist zu viel!“ stöhnte de Croix und schloß wie im Schlummer die Augen. „Vater! Bruder! Schwester!“ rief er endlich sich ermannend. „O so sind meine Ahnungen wahr geworden, so hat dies freudige Gefühl, welches seit meinem Eintritt in dieses Haus mich so unwiderstehlich zu Euch hinzog, nicht getäuscht. Ich bin also nicht mehr verlassen, nicht heimatlos, ich habe ein Vaterland und Euch, denen ich angehöre, und von denen ich nicht wieder getrennt werde?“

— „Nie wieder!“ riefen gerührt die Seinigen.

Wir sind zu Ende, Heinrich verließ einige Zeit nachher das Schloß, um mit seinen Truppen sich den Verbündeten auf dem Siegeszuge nach Frankreich anzuschließen. Der alte Wilmsen ließ es sich nicht nehmen, ihn dahin zu begleiten. Beide kehrten wohlbehalten zurück und Heinrich und Luise wurden ein glückliches Paar. De Croix, der nun auch seinen rechten Namen „Graf von Dornburg“ angenommen, blieb bei dem alten Vater. Latour aber fand in Dornburg eine neue Heimath und diente mit unwandelbarer Treue seinem Herrn, der ihn aber stets mehr als Freund, denn als Diener behandelte.

Vater und Mutter.

I.

Sprach der Vater: o möcht' ich sein
Gleich dem Felsen zu schauen,
Drauf sich könnten die Kinder mein
Sichere Hütten bauen!

Sprach der Vater: o wär' ich gleich
Mächtigem Eichenbaum,
Sie zu schirmen mit schattigem Zweig,
Wo sie lägen im Traum.

Sprach der Vater: o wär' ich ein Kahn,
Drauf sie möchten durchschiffen
Sicher den Lebensocean,
Fern von Klippen und Rissen!

Spricht die Mutter: die Felswand kragt,
Wenn der Boden erzittert;
Fährt ein Bliß aus Wetternacht,
Steht die Eiche zersplittert.

Spricht die Mutter: wer wolle gar
Schwankendem Kahn vertrauen?
Vater, lehre dein Kindespaar
Lieber gen Himmel schauen!

Spricht die Mutter: und willst du gut
Väterlich wissen geschaltet,
O, befehl sie in dessen Hut,
Der in Ewigkeit waltet!

II.

Abends, wenn die Kinder mein
Mit der Mutter beten,
Pfleg' ich an ihr Kämmerlein
Still heran zu treten.

Leise lausch' ich an der Thür
Ihrem Wort von ferne —
Ob sich's gleiche für und für,
Hör' ich doch es gerne.

Und wenn Alles nachgelallt
Mägdelein und Bube,
Wenn das Amen leif' verhallt,
Tret' ich in die Stube.

Wenn sie dann so lieb und warm
Gute Nacht mir nicken,
Mit dem weichen Kindesarm
Mich zum Kuß umstricken —

O, dann muß im Kämmerlein
Wohl mein Herz sich regen:
Linde strömt es auf mich ein
Wie ein Abendsegen!

H. Schults.

